HEINRICH KURTZIG

Kaufmann Frank

„Ein Romanschreiber darf nur bis zu einem gewissen Grade den Zufall walten lassen — im wirklichen Leben dürfen die befremdendsten, unerwartetsten Dinge geschehen und werden anstandslos hingenommen." *Edgar Wallace.*

GUSTAV ENGEL VERLAG / LEIPZIG

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1929 by Gustav Engel

PRINTED IN GERMANY
Druck von Herrm. Ulrich (A. Feiste), Leisnig

ERSTER ABSCHNITT.

1.

„Kubba, bring mal für die Pferde von Pan Frank ein Bund Grünfutter, Klee und Seradella — oder nein, Panie Frank, ich lasse ausspannen, und Sie bleiben bei mir zum Abendbrot. Es wird heute eine so schöne, mondhelle Sommernacht, da wird es für Sie ein herrliches Vergnügen sein, nachts durch die kujawischen Felder nach Hause zu fahren."

Der liebenswürdige polnische Gutsherr wartete die Antwort des jungen jüdischen Kaufmanns aus der Stadt erst gar nicht ab und rief laut über den Gutshof:

„Kubba, hilf dem Kutscher von Pan Frank beim Ausspannen. Im herrschaftlichen Stall ist noch Platz für zwei Pferde. Lege aber den Scheerbaum zwischen die fremden Pferde und unsere, damit die Biester sich nicht beißen und ausschlagen können. — — Kommen Sie, Panie Frank, wir wandern noch ein bißchen durch die Felder, vom Geschäft können wir nachher sprechen. Ich werde Ihnen einen Schlag Weizen zeigen — ich sage Ihnen, so etwas finden Sie in der ganzen Nachbarschaft nicht, weder beim Grafen Ponienski, noch bei Fürst Zoltowski. Die Halme sind so hoch emporgeschossen, daß sie Ihnen über den Kopf reichen." Er warf einen Blick auf seinen Begleiter,

„das will bei Ihrer Kleinheit allerdings nicht viel sagen, aber auch mir reichen sie über die Schultern."

Oberleutnant von Lukowicz — er hatte in einem Kavallerieregiment als Einjähriger gedient und war preußischer Reserveoffizier — schritt mit Manfred Frank, begleitet von „Nero", einer prächtigen dänischen Dogge, über die duftenden, blumigen Wiesen, zwischen wogenden Getreidefeldern dahin. Auf einem Brachfeld weidete eine große Schafherde, und Matusch, der Hirt, spielte sentimentale Weisen auf einer Flöte, die er sich selbst im Frühling aus einer Weide, da sie noch saftig war, gefertigt hatte.

„Ist es nicht schön bei uns, Frank?"

„Ja, es ist schön. Aber offen gesagt, diese Schönheit hat für mich etwas Langweiliges. Mir ist, als ob ich ein Tonstück hörte, das sich immer im gleichen Rhythmus, in derselben Tonart, immer in der gleichen Tonstärke bewegt. Mein Auge sucht eine Erhöhung, eine Steigerung, einen Felsen, das sich durch die Ebene hinziehende glitzernde Band eines Flußlaufes ..."

„Sie sind und bleiben der träumende Dichter, der Sie schon auf dem Gymnasium waren; Sie hätten nicht Kaufmann werden sollen —".

„Meine Auffassung wird von fast all meinen Bekannten geteilt, sie alle beherrscht eine stete Sehnsucht nach den Bergen, nach dem Meer, dem Rhein ..."

„Und mancher Schweizer sehnt sich wieder nach der Tiefebene. Im vorigen Jahre war hier eine Schweizer Familie zu Besuch; die Leute riefen täglich von neuem aus: Ihr wißt ja garnicht, wie schön ihr es hier habt. Dieser unendliche freie Ausblick! Bei uns hat

man überall einen Berg vor den Augen, der uns das Gesichtsfeld einengt. Wie klein ist es, man muß erst mit den größten Strapazen einen hohen Gipfel erklimmen, um eine Fernsicht zu genießen."

„Ansichtssache!" —

„Kommen Sie, Frank, ich will Ihnen in einer halben Stunde ein Panorama zeigen, wie Sie es in der ganzen Welt nicht schöner finden." —

Mittlerweile waren die beiden an einen großen See gekommen. Lukowicz löste eine in Schilf und Kalmus schaukelnde, weißgestrichene Gondel, die mit einer Kette an einen Pfahl angeschlossen war, und mit kräftigen Ruderschlägen fuhr das Boot in östlicher Richtung der russischen Grenze zu. Es war der sagenreiche Goplosee, den sie durchquerten, und dessen gegenüberliegendes Ufer sie nach etwa einer halben Stunde bei dem Städtchen Kruschwitz erreichten. Hier war der Sage nach der Stammvater der ältesten polnischen Herrscherfamilie Piast um die Mitte des neunten Jahrhunderts aus niederem Stande zum Herzog von Polen erhoben worden. — Eine andere Sage erzählt von einem König Popiel, der in seinem Schlosse zu Kruschwitz seine Oheime ermordet hatte und die Toten den wilden Tieren zum Fraß überließ. Vor dem durch die Leichen angelockten Ungeziefer flüchtete er sich in einen auf einer Insel im Goplosee stehenden Turm, aber auch dort war er nicht sicher. Ein Heer von Mäusen verfolgte ihn, durchschwamm den See und fraß den Bösewicht bei lebendigem Leibe auf. Der Turm heißt bis auf den heutigen Tag der „Mäuseturm", er steht noch heute, ein Wahrzeichen aus uralter Zeit, am See. Wahrscheinlich war er ein Wartturm, von dessen Zinne man

mit unbewaffnetem Auge die ganze weite Wasserfläche bis fern nach Rußland hinein überblickte, und in dem ein Zöllner wohnte, der die „Maut", den Zoll erhob. Das Volk aber, dem der Sinn des ungebräuchlich gewordenen Ausdrucks entschwunden war, bildete daraus wie auch an anderen Orten die weit verbreitete Sage vom Mäuseturm.

Lukowicz und Manfred Frank waren die in neuerer Zeit im Innern des Turmes angebrachten Treppen emporgestiegen und standen nun hoch oben auf der Plattform. Der Rundblick und die Fernsicht von oben her waren wirklich überwältigend. Der See tief unten glänzte einem Spiegel gleich in strahlendem Sonnenlicht, Schiffe mit ihren weißen Segeln glitten wie Schwäne über die tiefblaue Bahn. Die Wasserfläche war grün umsäumt von duftenden Wiesen, auf denen Herden prächtiger Viehstämme weideten.

„Nun, was sagen Sie, Frank?"

„Es ist wirklich ein herrliches Stückchen Erde, Herr Oberleutnant, aber es ist auch die einzige Oase in der Wüste. Ich finde, daß die Natur uns hier überaus stiefmütterlich behandelt hat. Dieser eine »Ausflug nach dem Kruschwitzer Mäuseturm« muß immer wieder zu der dürftigen Propaganda herhalten, die die Verwaltung des Solbades verbreitet, um Kurgäste nach Inowrazlaw zu ziehen. So heilkräftig auch die Sole ist, Sie werden mir zugeben, daß die Patienten, deren Kuraufenthalt hier doch auch Geld kostet, lieber die Quellen von Kreuznach oder Salzungen aufsuchen. Nehmen Sie es mir nicht übel, was haben wir hier? Immer wieder Ochsen, Kühe, Schafe, immer wieder Heu und Stroh und immer wieder Mist — Mist — Mist."

Der Gutsbesitzer, dessen Landgut schon seit langen Zeiten, da Kujawien noch ein eigenes polnisches Fürstentum war, im Besitz der Familie war, und der einen gewiß berechtigten Ahnenstolz hatte, fühlte sich durch Manfreds Äußerung ein wenig verletzt.

„Hören Sie, Frank, Sie wissen, ich bin kein Antisemit, bin vielmehr nach jeder Richtung hin tolerant, aber wie Sie da so sprechen, zeigt sich der zersetzende jüdische Geist, der mit Gewalt Unzufriedenheit hervorruft, wo Glück und Freude herrschen könnte."

„Sie mißverstehen mich, Herr von Lukowicz, ich spreche nicht von Ihnen und mir. Gewiß kann man in dieser landschaftlichen Umgebung glücklich und zufrieden sein. Wenn Sie sich hier geistig vereinsamt fühlen, lassen Sie Ihre Rappen anspannen, fahren zur Eisenbahnstation und dampfen heute mit dem Nacht-D-Zug im Schlafwagen nach Berlin, wo Sie morgen früh im Luxushotel behaglich frühstücken, um sich dann all den Genüssen hinzugeben, die Ihr Herz begehrt. Oder wird Ihnen, bewußt oder unbewußt, die Natur hier „über", so trifft man Sie wie jedes Jahr sechs Wochen am Gardasee in Riva. Nein, nein, Herr von Lukowicz, für Leute in Ihrer Stellung und materiellen Lage ist Kujawien wirklich ein schönes Land. Aber wir wollen einmal ins Dorf in die ärmlichen Lehmhütten Ihrer Dienstleute gehen, wo die kleinen Kinder vor der Tür am Dunghaufen oder mitten in der Landstraße im Schmutz spielen. Nicht einmal ein bescheidenes Gärtchen, eine anspruchslose Laube bietet sich ihnen. Oder begleiten Sie mich in die benachbarten Städtchen in die engen Gassen. Daß die sich dort mit Handel und Feilschen plagenden Krämer die ganze Woche kein

grünes Blatt sehen, mag noch hingehen, aber daß sie selbst an Sonn- und Feiertagen nicht in den Wald ziehen können, erscheint mir geradezu als ein Unglück. Ich bleibe dabei, daß die Natur uns hier stiefmütterlich ungerecht vernachlässigt hat.

Lukowicz' Augen schienen in weite Fernen zu blicken. Nach einer kleinen Pause sagte er: „Die Natur ist nicht ungerecht. Wir haben hier auch Berge, mächtige Gebirge mit rauschenden Quellen, mit rollenden Donnern und Wetterstürzen, die gewaltigen Zeugen einer Jahrtausende alten Schöpfung, vor deren unfaßbarer Majestät wir bewundernd ausrufen müssen: „Wie schön ist Deiner Hände Werk, oh Gott!"

Manfred Frank sah seinen Begleiter fragend an. Dieser fuhr fort: „Waren Sie noch nie in unserem Steinsalzbergwerk? Der Mensch sieht und erkennt immer nur, was zu Tage liegt. Aber wir müssen auch in den Tiefen schürfen und sie zu ergründen suchen. Die wahre Schönheit einer Frau enthüllt sich uns doch ebenso erst dann, wenn sie uns ihr Inneres, ihre Seele erschließt. Religion und wissenschaftliche Forschung wird vielleicht erst unseren Nachfahren in Jahrhunderten den Blick für Schönheiten schärfen, die wir heute nicht erschauen, nicht einmal ahnen."

„Ich muß Ihnen recht geben," sagte Manfred etwas beschämt, „das unter uns in den Tiefen ragende Salzgebirge mit seinem rauschenden Salzstrome ist wirklich etwas Gewaltiges, ein Werk wunderbarer Schönheit des allmächtigen Schöpfers. Ich war im vorigen Jahre zum ersten Mal mit den Mitgliedern des Bundes ostdeutscher Industrieller hinuntergefahren und will Ihnen meine Eindrücke schildern, denn bei einer so

feierlichen Gelegenheit geht es da unten bei den Gnomen doch wohl noch anders zu als an einem gewöhnlichen Arbeitstage."

„Na, schießen Sie los, Herr Dichter!"

Lukowicz hörte interessiert zu, als Manfred erzählte:

„Mit etwas beklommenen Gefühlen kauerten wir uns in dem primitiven Förderkorb zusammen, der sonst nur der Salzförderung dient. Vorher hatten wir die Fördermaschine besichtigt, an deren Steuer mit eisig starrer Korrektheit der Maschinist saß, dem wir unser Leben anvertrauen sollten. Mit rasender Gschwindigkeit sauste der Förderkorb in die Tiefe nieder. Eine Zeitlang umgab uns finstere Nacht und beängstigende Stille. Plötzlich vernahm unser Ohr einen Ton wie den einer Trompete. Töne reihten sich aneinander, die sich zu Akkorden verbanden und an Stärke gewannen. Aus den Tiefen der Erde erklang uns mit dem Sinken des Förderkorbes lauter und lauter werdend der Choral: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren". Die Schnelligkeit des Fahrstuhles verminderte sich allmählich. Nun stand er still. Wir stiegen aus und hatten vor uns, blasend und trommelnd, eine vierzig Mann starke Musikkapelle. War das eine überwältigende Überraschung!"

Lukowicz warf ein: „Das war ein echtes Stückchen unsres großzügigen, liebenswürdigen Bergwerksdirektors."

„Aber das war nur der Auftakt," fuhr Frank fort. „Unsern erstaunten Blicken boten sich weithin ausgedehnte, hohe Räume wie kuppelüberkrönte Dome, erbaut aus weißen Salzkristallen, die zur Feier des Besuches in magischer bengalischer Beleuchtung erstrahl-

ten. Durch die Stille dröhnten plötzlich Böllerschüsse, deren gewaltiges Echo dem furchtbaren Rollen des Donners glich — das ganze Gebirge, ja das Weltall schien zu beben und zu erzittern. Nachdem das unheimliche, aber grandiose Getöse wieder der lautlosen Stille gewichen war, erschien hoch oben, auf einer aus dem Gestein gehauenen Kanzel der Berggeist, der uns mit begeisterten Worten in seinem Reiche freundlich begrüßte."

„Was Sie erzählten, klang wie ein Dichtung, Frank, und war doch Wahrheit, was wollen Sie also von Kujawien, was braucht man nach Wieliczka, nach dem Salzkammergut, nach Berchtesgaden zu reisen. Unser Bergwerk ist ebenso schön und großartig."

„Herr Oberleutnant," Frank sagte es vorsichtig, um Lukowicz nicht wieder zu verstimmen, „eine bescheidene Frage: Wo ist hier aber der Königsee mit den Bergriesen?!" — — —

2.

Es war Mitternacht geworden. Auf der an der Rückseite des Schlosses nach dem Parke gelegenen Veranda, die mit eleganten Korbsesseln ausgestattet war, hatten Lukowicz und Frank nach dem Abendbrot gesessen. Sie sprachen von allem möglichen, nur wenig vom Geschäft. Eine Anzahl Gonczors Ungarwein wurde geleert, ein auserlesener, alter Tropfen. Die Flaschen waren mit einer starken Staubschicht bedeckt; sie hatten hier jahrelang im Keller gelegen, aber schon vorher hatten sie lange Zeit beim Probst gelagert, der sie dem befreundeten Gutsbesitzer abließ. Herr von Lu-

kowicz wurde nicht müde, seinem Gast mit einem herzlichen „Na zdrowie!“[1]) zuzutrinken. Endlich bestieg Manfred sein mit zwei flotten Juckern bespanntes Kabriolett. Die beiden Männer drückten sich zum Abschied die Hand. Lukowicz' letzte Worte waren: „Also mit dem Weizen bleibt es dabei! Ich schicke Ihnen dreißig Tonnen, zwanzig von dem prächtigen kujawischen Sandomir und zehn von dem englischen, mit dem ich einen Versuch gemacht habe, von dessen Backfähigkeit ich aber, offen gestanden, nicht viel halte. Einen Preis machen wir nicht aus; berechnen Sie ihn mir bestmöglichst, ich kann mich ja auf Sie verlassen. Kommen Sie gut nach Haus und grüßen Sie mir Ihren verehrten Herrn Papa. Dalej!“[2]), damit schlug er dem Braunen mit der flachen Hand auf die feiste Flanke, und das Kabriolett rollte zum Gutshof hinaus.

Die frische Nachtluft tat Manfred Frank wohl. An so viel schweren Wein war er nicht gewöhnt, mit Lukowicz konnte er nicht mithalten. „Franzek“, rief er dem Kutscher zu, „fahr im Schritt, es kommt nun nicht mehr darauf an, ob wir ein oder zwei Stunden später zu Hause sind. Hast du Abendbrot bekommen?“

„Jawohl, gnädiger Herr, Brot, Käse und Wurst und soviel Schnaps, wie ich wollte.“

„Dann also Vorsicht,“ mahnte Manfred, „aufpassen, wenn ein Wagen uns entgegenkommt und rechtzeitig nach rechts ausweichen.“ —

Nachtvögel schwirrten vorüber, Leuchtkäferchen haspelten durch die Halme, Insekten zirpten. Aus dem Parke von Kobelnik, dem stolzen Herrensitz der

[1]) Wohl bekomm's. [2]) Voran, vorwärts!

Möllendorfs, schluchzten die sehnsüchtigen Lieder einer Nachtigall herüber. Manfred lehnte sich in die Polster zurück. Wie war ihm? War er nicht als Kind mit seinem Vater so durch die linde Sommernacht gefahren zwischen den Getreidefeldern, wenn ihr duftender Atem leise zu ihnen wehte? Damals wohnten sie nicht in der Stadt, sondern draußen auf dem Lande, auf dem schönen Rittergut. Auch da in den niedrigen Weiden des sumpfigen Petellek, der kleinen Halbinsel an der Netze, wo regelmäßig die Wollwäsche vor der Schur der Schafherde vorgenommen wurde, sangen die Nachtigallen. Er sah sich als Kind auf dem Sattel vor dem Vater sitzen, wie sie durch den Wald ritten, oft führte er die Zügel selbst, wenn sie das Schwesterchen in die Heuernte fuhren. Und einmal begleitete er den Vater aufs Feld. Da zog plötzlich ein Gewitter auf mit einem fürchterlichen Hagelwetter. Er suchte Schutz unter den zum Trocknen aufgestellten Getreidegarben. Doch er war nicht allein, vor ihm hatte sich dort hinein schon die schöne, junge Schäferin Jaguscha geflüchtet. Sie hockte da, zog den hübschen Knaben an sich, und liebkoste ihn. Die Hagelkörner prasselten auf die Halme hernieder und der Donner rollte — aber das Unwetter ging bald vorüber. Sie krochen aus den Garben hervor. Die Schäferin schritt mit der Harke aufs Feld. Aber sie wandte sich nach ihm um, ob er ihr nachblicke. Wie kann man doch in einer träumenden Stunde Jahre durchleben! — — —

Das linke Pferd stolperte, es drohte zu stürzen. Der Kutscher riß die Zügel straff an sich und brachte es wieder hoch. „Fronzek, du träumst wohl auch!“ rief ihm Manfred zu.

„Nein, gnädiger Herr, ich bin wach. Aber mitten auf dem Wege lag ein großer Stein, über den der Gaul beinahe gefallen wäre."

„Dann halte an; wir wollen absteigen und den Stein an die Seite rollen, damit ein anderes Fuhrwerk nicht Schaden leidet." Nach vollbrachtem Werk stiegen sie wieder auf und fuhren weiter. „Treibe jetzt die Pferde an, Fronzek, es wird Zeit, daß wir nach Hause kommen. Die Nacht weicht, die Morgenröte steigt herauf." —

Pünktlich um sieben Uhr früh saß Manfred Frank wie gewohnt an seinem Pult im Fabrikkontor. Er war damals zwanzig Jahre alt, man schrieb 1885.

3.

Der neue Buchhändler, der am Markte einen hübschen Laden eröffnet hatte, war tüchig, — wie tüchtig war er! Er hatte einen Journallesezirkel eingerichtet, durch den man die besten illustrierten Blätter zu lesen bekam, und seine Leihbibliothek enthielt die neuesten Schöpfungen der Romanliteratur. Alle Neuerscheinungen, die im Buchhändler-Börsenblatt angezeigt und in den großen Berliner Tageszeitungen gut besprochen waren, ließ er sofort kommen. In Leipzig hatte er seinen Kommissionär, denn er war gelernter Buchhändler. Aber das Schönste war das kleine Zimmerchen hinter dem Laden, das war das Antiquariat. Was für interessante alte Drucke standen da rings auf den Regalen aufgereiht! Sie waren sein Heiligtum. Jedes einzelne Buch war ihm ans Herz gewachsen, und wenn ein Käufer eines der alten Bücher erwerben wollte, trennte sich der Antiquar nur schwer von seinem Lieb-

ling, an dem er mit der ganzen Seele hing. In diesem Buchladen saß Manfred Frank jede freie Stunde und stöberte in den schönen Büchern. So wurde er des Buchhändlers Freund. Personal war nicht weiter vorhanden, außer einem kleinen, dünnen Lehrling mit einem spitzen Vogelgesicht. Einmal kam Manfred in den Laden, da stand hinter dem Ladentisch ein Mädchen, halb noch ein Kind, aber sehr schön. Sie hieß Ella Steinborn und war des Buchhändlers Schwägerin, die aus ihrer kleinen Vaterstadt gekommen war, im Laden zu helfen. Aus ihrem Heimatsörtchen war sie bis jetzt noch nie herausgekommen, aber eine große, große Sehnsucht nach der weiten Welt tobte doch hier in ihrem Herzchen. Sie hatte so viel von den großen Männern und Frauen gelesen, die gemalt und gedichtet hatten, von den fernen Städten und Ländern, den Bergen und den Meeren. Da wollte sie hinaus, nicht in den kleinen Verhältnissen untergehen. An Manfred Frank fand sie eine gleichgestimmte Seele. Auch in ihm tobte es immer: Hinaus! hinaus! Da wurden sie gute Freunde, die sich verstanden. Sie wanderten an hellen Mondabenden durch die Getreidefelder und die duftenden Wiesen. Ringsum war Stille und Einsamkeit. So vergingen Wochen und Monate, und aus der großen Freundschaft wurde bei Manfred eine große Liebe. Es war seine erste Liebe, die ihm den kleinen Buchladen zum Heiligtum umwandelte, zur Kapelle, nach der er täglich pilgerte. — Und nun kam ein interessantes Ereignis. Der Buchhändler arrangierte ein Konzert, in dem die weltberühmte Diva Anita de Panello auf ihrer Tournee nach Rußland in der kleinen Grenzstadt mitwirken sollte. Ella und Manfred entwickelten

bei den Vorarbeiten eine fieberhafte Tätigkeit. Drei Tage vor dem Konzert kam der Impresario der Sängerin, der große, schöne Monsieur Déroit an. Welch' prächtige, weltmännische Erscheinung! Welche Liebenswürdigkeit! Was hatte er nicht alles gesehen und erlebt! Wie reizvoll erzählte er! Ella konnte ihre Augen nicht von ihm wenden.

Drei Tage genügten für Déroit, um sie vollständig zu verwirren. Er versicherte ihr, daß ihm im Leben schon zahlreiche schöne und interessante Frauen begegnet seien, sie aber sei die erste, für die er eine echte, wahre Liebe empfinde. Wie oft mochte dieser Lebemann das schon gesagt haben!

Das Konzert brachte tosende Beifallsstürme. Am anderen Morgen eilte Frank, um dem Buchhändler zu seinem Erfolge Glück zu wünschen. Dieser saß aber gebrochen, den Kopf gestützt, mit Tränen in den Augen da.

„Was ist Ihnen?" Er erhielt keine Antwort, auf seine dringend wiederholte Frage kein Wort der Auskunft. — Manfred sah sich um, er wollte sich von Ella Aufklärung verschaffen. Sie war nicht im Laden, aber so früh kam sie auch nie, ihre Arbeitszeit begann ja erst eine Stunde später. Er wollte warten.

„O dieses Unglück!" stöhnte der Buchhändler. „Warten Sie nicht, Ella kommt nicht wieder, niemals wieder. Der fürchterliche Mensch, der Déroit, hat sie verrückt gemacht. Er muß sie hypnotisiert haben. Sie hat seinen Beteuerungen, daß er sie heiraten würde, Glauben geschenkt und ist mit ihm auf und davon gegangen. — Ella glaubt, er werde sich in England mit ihr trauen lassen."

4.

Es war für Manfred Frank eine wohltuende Ablenkung, daß er um diese Zeit den Gerichtsassessor Henius kennen lernte, der dem Amtsgericht als Hilfsrichter zur Vertretung eines schwer erkrankten Amtsrichters überwiesen war. Der alte Herr war schon längere Zeit leidend, bildete sich aber ein, gesund werden zu können, wenn er als strenger Vegetarier lebte. Er kam zunächst immer mehr herunter, bis seine Frau dazu überging, ihm in die Speisen heimlich kräftigende Fleischkost hineinzuschmuggeln. Da wurde es etwas besser, und er triumphierte: „Seht Ihr, seitdem ich keinen Bissen Fleisch mehr esse, fühle ich mich wohler!"

Endlich kam er doch hinter die Schliche der Frau Amtsgerichtsrat, er untersuchte mit mißtrauischer Gewissenhaftigkeit die ihm gereichte Kost, und nun nahmen seine Kräfte ersichtlich ab, so daß er um einen längeren Urlaub nachsuchen mußte. Da wurde nun Assessor Henius sein Vertreter. Ihm las Manfred seine Lyrik vor, denn nach Ellas Verschwinden war er sehr nachdenklich und sinnend geworden, und so entstanden empfindsame Gedichte mit vielen Reimen von „Schmerz" und „Herz", „Liebe" und „Triebe". Der Buchhändler aber erklärte ihm, er habe keine Verwendung dafür, weil für Gedichte keine Konjunktur sei und das Publikum, aber auch nur zu Geschenkzwecken, allenfalls etwa Heines „Buch der Lieder" oder Rückerts „Liebesfrühling" kaufe. Da kam der Assessor als rettender Engel, er gab Manfred Frank eine rheinische Zeitung mit einem Aufruf an junge Dichter, darin hieß es:

„Singe, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald — —!“

und weiter:

„Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleih'n,
Gib ein fliegend Blatt den Winden!
Muntre Jugend hascht es ein“.

„Eingedenk der Worte des Dichters,“ so hieß es in dem Aufruf weiter, „haben wir uns zur Herausgabe einer neuen Zeitschrift entschlossen. Sie soll jedem Gelegenheit geben — namentlich den jüngeren Talenten — an die Öffentlichkeit zu dringen.“

Dort am Rhein also saßen Leute, die Verständnis für Poesie hatten, Sinn und Liebe für die Dichtkunst. Der Buchhändler war eine Krämerseele, der nicht ahnte, was „das jüngste Deutschland“ bedeute.

Manfred schickte an die „Deutschen Dichterstimmen“ drei Gedichte ein und bat um Abdruck. Sofort erhielt er Nachricht. Wegen der Fülle von Einsendungen sei nur eine Beantwortung im „Briefkasten“ des Blattes möglich, außerdem könnten nur Beiträge von Abonnenten abgedruckt werden.

Manfred schien dies ganz richtig, man mußte die Leute am Rhein in ihrem idealen Streben unterstützen. War er nur erst Abonnent, so war er damit zugleich auch Dichter, ein „gedruckter Dichter“, der bald in den deutschen Landen bekannt sein würde. Aber außer den wenigen abonnierenden Dichtern las niemand diese Blätter, und der Idealismus des Herausgebers war doch nicht so groß, um das Blatt, wenn es ihm kein Geld einbrachte, erscheinen zu lassen. Es konnte nicht einmal den ersten Jahrgang ganz erleben, und die poetischen Blätter verwelkten schon nach wenigen Monaten.

Manfreds Buchhändler hatte leider recht behalten: „für Lyrik war keine Konjunktur in deutschen Landen". Aber durch Assessor Henius wurde Manfred Frank auf einen anderen Weg geführt. Henius hatte den Wunsch geäußert, die väterlichen Fabrikanlagen in Augenschein zu nehmen. „Ich möchte es zu Studienzwecken tun," sagte der Assessor, „denn ich arbeite an einem großen nationalökonomischen Werk, das die Weltwirtschaft unter ganz neuen Gesichtspunkten als alle bisherigen Autoren unter die Lupe nimmt. Darum möchte ich gerne mit Ihren Arbeitern in nähere Berührung kommen."

Sie gingen durch den herrlichen Park, der zwischen der Villa und der Fabrik lag. Zwischen den mit üppigem Buchsbaum eingefaßten Rasenbeeten blühten die schönsten hochstämmigen Rosen in wundervollen Farbenmischungen. Der Fabrikherr, ein begeisterter Rosenfreund und Rosenzüchter, hatte durch Okulieren von Bourbon- und Noisetterosen auf die Hunds- als Stammrose prachtvolle neue Exemplare gezüchtet, und durch den ganzen Garten drang berauschender Duft. Ein kunstvoller Springbrunnen plätscherte inmitten eines Bassins mit Goldfischen.

Von einem alten, weitästigen Eichbaum schlängelte sich ein kiesbestreuter Weg, der von Eschenbäumen beschattet war, die Manfreds Vater alle mit eigener Hand vor etwa dreißig Jahren gepflanzt hatte. Villa und Park lagen im Tal. Die Fabrik stand auf einer kleinen Anhöhe. Schon brauste den Kommenden das Surren der Räder und das Stampfen der Maschinen entgegen. Auf dem Anschlußgleis rangierten Lokomotiven leere und beladene Eisenbahnwaggons. Loren vermittelten

über Weichen und Drehscheiben den Verkehr zwischen den einzelnen Gebäuden und Lagerschuppen. Es war ein imponierendes Bild rastloser industrieller Tätigkeit, das Henius mit kritischen Augen betrachtete. „Ist das Werk eine Aktiengesellschaft?“ fragte er.

„Nein, alles ist Eigentum meines Vaters.“

„Eigentum ist Diebstahl,“ meinte Henius, ohne eine Kränkung zu beabsichtigen.

„W a s ?“ empörte sich Manfred. „Mein Vater ist ein anständiger Kaufmann, der sich durch eigene Kraft und Anstrengung emporgearbeitet hat. Er hat nie betrogen, sondern alles, was er besitzt, ehrlich erworben. — Ich verstehe Sie nicht, Herr Assessor.“

„Beruhigen Sie sich, Herr Frank. Ich zitierte ganz unwillkürlich einen Ausspruch Proudhons.“

„Wer ist das, was hat er mit meinem Vater zu tun?“

„Proudhon kennen Sie nicht, den berühmten französischen Sozialisten? Wenn Sie etwas von der Sozialdemokratie wüßten, würden Sie die Welt mit anderen Augen ansehen.“

„Ich kenne nur einen Sozialdemokraten,“ rief Frank, „das ist der gefährliche Uhrmacher Loske in der Pfarrstraße, und dem gehen alle anständigen Menschen, wenn sie ihn treffen, aus dem Wege.“

„Weiter wissen Sie nichts von der Sozialdemokratie?“

„Gewiß, ich weiß, daß Hödel und Nobiling auf unsern geliebten Kaiser geschossen haben.“

„Nun, Herr Frank, Sie sind ein guter, harmloser Junge, aber Sie haben, nehmen Sie es mir nicht übel, zu wenig gelernt. Gerade als zukünftiger Industrieller müßten Sie sich gründlich mit der Volkswirtschafts-

lehre beschäftigen. Ich habe es getan, und darum arbeite ich, wie schon gesagt, an einem großen nationalökonomischen Werk."

„Herr Assessor, ich will mich gerne von Ihnen belehren lassen. Was bedeutet der merkwürdige Ausspruch?"

„Gleich — vorerst — —". Henius fesselte ein sonderbares Bild. Eben hatten die heulenden Fabriksirenen den Beginn der einstündigen Mittagspause angezeigt. Aus den Türen der Hallen und Schuppen traten die Arbeiter auf den Hof. Hier hatten sich auch die Frauen, mit dem Eßkörbchen am Arm, eingefunden, um mit ihren Männern zusammen zu speisen. Manche hatten auch ihre Kinder mitgebracht. Die kleinen Gruppen zu zweien und dreien verteilten sich nach den verschiedensten Richtungen des Gehöfts. Die einen setzten sich auf einen im Schatten liegenden Holzklotz, andere auf einen Steinhaufen, diese auf eine Treppenstufe, jene in einen Winkel, auf dem etwas Gras und Unkraut wucherte. Das ganze Gehöft bot, wohin das Auge blickte, ein phantastisches Bild. Die Männer, ohne Kopfbedeckung, das Hemd vorn geöffnet, um die nach vielstündiger schwerer Arbeit schwitzende Brust dem erfrischenden Luftzug auszusetzen, alles polnische, muskulöse, kräftige Gestalten. Die Frauen kamen nicht so, wie sie zu Hause am Waschtrog oder bei der Feldarbeit gingen. Sie hatten sich schön zurecht gemacht, sich einen saubern Rock übergeworfen, und unter dem Umschlagetuch lugte kokett das rote Kopfhäubchen hervor. Ja, einige hatten sogar die rote Korallenkette, die sie Sonntags zum Kirchgang trugen, drei- oder viermal um den Hals geschlungen. Einige, die sich ver-

spätet hatten, fanden nicht mehr die Zeit, sich die Schnürschuhe anzuziehen, und kamen in Holzpantinen. Das Essen wurde in irdenen Töpfen mit zwei Blechlöffeln vorgesetzt. Was gab es da? Dicke Milch mit Rührkartoffeln bei dem einen, bei anderen Kartoffeln in der Schale mit einem Salzhering und eine Scheibe Brot, Marzischa servierte ihrem Bolzer eine Schüssel Sauerkraut. Mann und Frau aßen gleichzeitig aus demselben Topf. Oh, auch der Kleine bekam von dem glückstrahlenden Vater hin und wieder mal einen Löffel voll ins Mündchen geschoben. Nach einer Viertelstunde war die Mahlzeit beendet. Dann saßen sie noch ein Weilchen still zusammen, zu erzählen hatten sie sich wenig.

„Warum," wandte sich Henius an Frank, „nehmen die Leute hier im Freien ihre Mahlzeit ein, ist das immer so?" —

„Früher war es anders. Bis vor kurzem kamen die Frauen in die Fabrikräume hinein. Da verteilten sich die Paare in den verschiedensten Ecken und Winkeln, setzten sich auf Säcke oder Eisenstäbe oder auch auf den Fußboden. Das tat mir leid, wenn ich daran dachte, wie bei uns zu Hause der Tisch sorgfältig gedeckt ist, mit schönem Porzellan und silbernen Bestecken; nie fehlt ein Blumenstrauß in einer hübschen Vase. Und gar am Freitag abend zum Sabbatbeginn strahlen noch in silbernen Leuchtern die weißen Stearinkerzen. Glauben Sie mir, Herr Assessor, ich habe auch soziales Empfinden. Ich wollte etwas für die Arbeiter zur Verbesserung ihrer Lage tun, darum bestimmte ich meinen Vater, einen großen Raum von der Fabrik abzutrennen. Die Wände wurden mit Kalkmilch ge-

weißt, der Fußboden gestrichen, lange Tische und Bänke wurden aufgestellt, ein großer, freundlicher Speisesaal geschaffen. Es wurde den Arbeitern eröffnet, daß von nun an die Mahlzeit im Speisesaal eingenommen werden würde. Mit Freude sah ich schon die Gesellschaft wie zu einem Festessen versammelt. Am nächsten Tage aber waren nur einige wenige Teilnehmer dort, die andern aßen in der Fabrik, am dritten Tage war niemand im Speisesaal. Ich wollte die Arbeiter zu ihrem Glück zwingen und sie in den Speisesaal treiben. Darum wurde angeordnet, daß das Einnehmen der Mahlzeit in den Fabrikräumen verboten sei. Was war die Folge? — Die Leute gingen nicht in den Speiseraum, sondern ins Freie, und mein schöner Saal starrt vor Leere. Jetzt im Sommer geht es, wie es aber bei schlechtem Wetter werden soll, ist mir heute noch nicht klar. Doch das eine weiß ich, in den Speisesaal bekomme ich sie nicht hinein."

„Das verstehe ich nicht," sagte Henius, „in allen modernen Fabriken speisen doch die Arbeiter am gemeinschaftlichen Tisch."

„Mein kluger Vater hatte mir gleich gesagt, daß ich bei unsern Leuten ein Fiasko erleben würde, und er begründete das auch. In den andern Fabriken speisen die Arbeiter in den Fabrikkantinen ohne die Frauen. Sie sind da also unter sich. Aber das enge Nebeneinandersitzen in unserm Speiseraum, bei dem die Frauen sich gegenseitig in den Topf gucken können, war für sie peinlich. Was brauchte die Krzeszkowska zu wissen, daß es bei Lewandowskis so ärmlich zuging, daß der Mann nur einen Salzhering mit trockenem Brot bekam! Und warum sollte die Valentowicz den Neid der

Ostrowska erregen, daß sie in die Stampfkartoffeln etwas geräucherten Speck hineingeschnitten hatte. „Woher hat die den Speck? Den kann sie doch nur gestohlen haben!“ Diese Erwägungen ahnte mein Vater, der wie so oft auch hierin recht behalten hat. — Herr Assessor, es ist sehr schwer, die Welt zu beglücken, und wer weiß, ob Sie mit Ihrem Werke zur Weltbeglückung beitragen werden.“

Henius aber war von seinen Theorien zu sehr überzeugt. „Das wird alles anders,“ sagte er ernst, „wenn erst die gesamte Produktion staatlich geregelt sein wird und wir alle, ob Hand- oder Geistesarbeiter, Beamte des Staates sein werden. — Wie lange arbeiten die Leute, und wie ist es mit der Nachtarbeit und mit den Ruhetagen?“

Von einem Sonntag und einem Gottesdienst sprach er nicht, denn er glaubte nicht mehr an einen Gott. Manfred setzte ihm auseinander, daß die Arbeit um sieben Uhr früh beginne und mit einer einstündigen Mittagspause bis sieben Uhr abends dauere. Dann trete die Nachtschicht an, die mit einer einstündigen Mitternachtspause um sieben Uhr früh beendet sei.

„Eine elfstündige Arbeitszeit!“ rief Henius empört. „Habt Ihr also nur Tag- und Nachtarbeiter, und haben die Leute nie einen Ruhetag?“

„Doch! die Leute arbeiten umschichtig eine Woche hindurch am Tage und eine in der Nacht. Die Tagesschicht vom Montag arbeitet die Nacht zum Dienstag weiter durch und geht Dienstag früh nach Hause; dadurch wird sie, da sie Dienstag abend wieder antritt, in dieser Woche zur Nachtschicht und hat den darauf

folgenden Sonntag frei, und so wiederholt sich ständig der Turnus."

Fast fassungslos sagte Henius: „Dann arbeiten die Leute also alle vierzehn Tage vierundzwanzig Stunden hintereinander mit einer nur zweistündigen Pause!"

Manfred nickte zustimmend.

„Das ist ja entsetzlich, das ist unerhört!" rief Henius.

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Assessor. Die Leute sind mit dieser Einrichtung durchaus zufrieden. Sie reißen sich sogar um die Arbeit. Wenn durch irgend einen Umstand mal ein Platz frei wird, sind sofort Bewerber da, und wer angenommen wird, ist glücklich und küßt meinem Vater die Hand."

„Sie haben eben hier in dem elenden Osten keine ausreichende Arbeitsgelegenheit," bemerkte Henius. „Sie müßten mal in die Fabrik meines Vaters nach Magdeburg kommen, da liegen die Verhältnisse wenigstens schon etwas günstiger. Ein deutscher Arbeiter läßt sich eine solche Sklavenarbeit nicht mehr gefallen, dafür hat die Sozialdemokratie gesorgt. Aber was weiß man hier unter den polnischen Magnaten vom Sozialismus! Die Polen haben ja Jahrhunderte hindurch einen unglaublichen Mangel an kulturellem und sozialem Verantwortungsgefühl an den Tag gelegt."

„Geht es denn anders einzurichten?" fragte Manfred zweifelnd. „Mir tun die Leute ja auch leid, und ich möchte für die Verbesserung ihrer Lage, ach, so gerne etwas tun."

Henius sah Manfred scharf in die Augen. „Wollen Sie mit mir studieren und lernen, und wollen wir zusammen ein großes Befreiungswerk beginnen, nicht wie

Hödel und Nobiling mit dem Revolver in der Hand, sondern mit den Waffen des Geistes und des Herzens?"

Manfred schlug kräftig in die dargereichte Rechte ein.

5.

In Warnemünde rollte der Zug nach Kopenhagen mit Ella Steinborn und Déroit, die in einem Abteil I. Klasse saßen, auf die große Dampffähre, die den Zug zunächst nach Gjedser bringen sollte.

Die Route Sassnitz—Trelleborg zu benutzen, hatten sie aufgegeben, weil sie einen Abstecher nach Möen machen wollten, um in Möens Klint die wunderbaren Felsbildungen am Meere zu besichtigen. Ella hatte in der Buchhandlung eine illustrierte Broschüre über Möens Klint gelesen, und mit magischer Gewalt zog es sie, einmal den imposanten Felsen „Sommerspiret" mit eigenen Augen zu sehen.

Wie ein Kind — und sie war ja auch noch fast ein Kind — klatschte sie in die Hände, als Déroit einwilligte. Ihm war es übrigens durchaus erwünscht, mit der Geliebten zunächst einen ganz einsamen Ort aufzusuchen. In strahlendem Sonnenschein durchquerte die Fähre die ruhige See, begleitet von einem Schwarm schneeweißer Möwen, die die ihnen von den Fahrgästen zugeworfenen Brocken mit nie versagender Geschicklichkeit auffingen. Ella spähte sehnsüchtig aus, ob sie nicht bald die Küste des fremden Landes erblicken könnte, aber die war noch lange nicht in Sicht.

Sie saßen oben am Bug des Schiffes, beobachteten die außerordentlich kleine Zahl von Passagieren auf dem tiefer liegenden Promenadendeck. Da fiel ihnen

eine Erscheinung auf, ein junges Mädchen in elegantem Reisekostüm, das mit einem Fernrohr in die Weite spähte. Ihr näherte sich ein junger Mann und begann ein Gespräch. Sie wies ihn nicht ab, man merkte im Gegenteil sogar ein sich schnell steigerndes Interesse. Sie war die Tochter eines Justizrats aus Halle und beschäftigte sich mit Kunstgeschichte. Seit einiger Zeit machte sie für eine wissenschaftliche Arbeit an Ort und Stelle eingehende Studien. Sie hatte schon viele Kirchen und alte Bauwerke besucht, nun wollte sie in Kopenhagen die alte Frauenkirche mit den Bildwerken von Thorwaldsen und die schöne neuere Marmorkirche besichtigen, selbstverständlich auch die Christiansburg und Odense, um das schöne geschnitzte Altarblatt von Klaus Berg aus Lübeck zu studieren. Auch der junge Mann, ein Ingenieur Dr. Stolter, erzählte von seinen Studien und Reisen. Man sah, wie schnell sie sich fanden.

Das Schiff war vorwärts gekommen, man schaute kein Land mehr, nur Himmel und Wasser, und die Möwen waren in ihre deutsche Heimat zurückgeflogen. Da tauchte Dänemarks Küste am fernen Horizonte auf, und aller Blicke richteten sich auf den einen Punkt in die Ferne. Unten aber auf dem Promenadendeck gaben sich zwei junge, glückliche Menschenkinder einen innigen Kuß. — In Masnedsund stiegen Ella und Déroit aus, die Hallenserin und ihr neuer Freund erst in Kopenhagen.

Déroit und Ella fuhren von Masnedsund mit der Kleinbahn nach Kallehave und von dort mit dem kleinen Passagierdampfer nach Stege, der einzigen Stadt der Insel Möen, an dem stillen, friedlichen Ulf-

sund gelegen. Schon konnten sie die roten Dächer der kleinen Stadt durch die grünen Bäume hervorlugen sehen, aber der Turm der St. Hans-Kirche und der Schornstein der Zuckerfabrik ragten über allem empor. — In den alten Zeiten, als Bischof Absalon mit den Wenden Krieg führte, war Stege mit seiner festen Burg mit Wällen und Gräben eine imposante Festung gewesen. Hier hat mancher harte Kampf mit wendischen Seeräubern, mit den Lübeckern und den Schweden stattgefunden. Während der „Grafen-Fehde" wurde die Burg dann zerstört. Der Lehnsherr der Insel hatte von dem Felsen aus die Flotte der Lübecker sich der Küste nähern sehen; er floh und übertrug die Verteidigung der Burg vier Edelleuten und vier Bürgern. Diese hielten jedoch dem entthronten König Christian die Treue, nahmen die Edelleute gefangen, erschlugen den Schloßvogt und sprengten die Burg in die Luft. Seitdem entnahmen die Bewohner der Insel, so oft sie bauen wollten, viele Jahre hindurch die Steine jenen Burgruinen.

Das kleine Schiff steuerte auf sein Ziel los. Auf dem Wasser war es kühl geworden, und Ella schmiegte sich eng an ihren Freund, der sie unter seinen weiten Mantel genommen hatte. Aber es dauerte nicht lange, dann legte der Dampfer an. Ella war enttäuscht, als sie sich umsah. Wo waren die gewaltigen Felsbildungen? Eine Ebene ohne jede Erhöhung wie in der Heimat lag vor ihnen, nur im Osten stieg im bläulichen Nebel ein kleiner waldbewachsener Höhenrücken auf.

Sie kamen im Auto auf dem chaussierten „Amtsweg" zuerst durch Keldby mit seiner in alten Zeiten hochgerühmten wundertätigen Quelle, wohin Blinde,

Aussätzige und Krüppel in der St. Johannisnacht wallfahrteten, um Heilung zu suchen. Nun durchsauste der Wagen Elmelunde, Borre, schon lagen Aalebeck und Stübberup hinter ihnen. Immer noch sah Ella nicht den ersehnten Sommerspiret, aber ihren Augen boten sich herrliche, wogende Kornfelder, sauber gepflegte Rübenflächen, fette grüne Grasweiden wie daheim in Kujawien.

Nun fuhren sie in den schönen alten Pachthof von Liselund ein, da glaubte Ella zu träumen. Sie gingen in einen Park von märchenhaftem Zauber. Kanäle durchzogen ihn, kleine Seen wechselten mit Aussichtsanhöhen und Irrgärten; umschattet von seltenen Bäumen und Sträuchern sahen sie ein chinesisches Gartenhaus, die „Schweizerhütte“ und das „Norwegische Haus“. Eine ungeahnte dichtungsgetränkte landschaftliche Schönheit!

„Oh, ist das schön!“ jauchzte Ella und schlang in überströmendem Dankgefühl ihre Arme um Déroit.

„Keine Minute versäumen, weiter und schauen!“ —

Vom „Dronningstolen“ entzauberte sich ihr das schimmernde Weiß der Kreidefelsen, merkwürdiger, vielgestaltiger Gebilde der Natur, und aus dem Rauschen der über die Kieselsteine tief unten spülenden Wogen der Ostsee erklang dem entzückten Mädchen ein altes Lied von Odin und Frigg. — Endlich tauchte auch er empor, der ersehnte imposante „Sommerspiret“.

Es war eine schwebende Wanderung an der Seite des Geliebten, ein wunschlos gewordenes Glück! Keine Erinnerung an den kleinen Buchladen in der Heimat

war mehr zurückgeblieben. Manfreds Bild war verlöscht. — — —

Am andern Morgen fuhr das Paar in strahlendem Sonnenschein nach der nächsten Bahnstation. Das Zimmermädchen, eine junge, blonde, rassige Dänin, sah ihnen sehnsüchtig nach und dachte: „En smuk ung Kone!“[1]) —

In Kopenhagen traf Ella zufällig im Museum der norwegischen Altertümer mit der jungen Dame, die sie auf der Fahrt von Warnemünde nach Gjedser beobachtet hatte, zusammen. Sie kamen ins Gespräch, nannten aber ihre Namen nicht und trennten sich sehr bald mit freundlichem Händedruck.

6.

Im Arbeitszimmer bei Henius saß Manfred Frank. Er hatte alle ihm empfohlenen Bücher aufmerksam gelesen; zuerst sollte er sich, um einen allgemeinen Überblick zu gewinnen, durch Max Nordaus' „Konventionelle Lügen der modernen Kulturmenschheit“ orientieren. Dann las er eine Broschüre von Albert Schäffle „Die Quintessenz des Sozialismus“, sodann Werke von Lassalle, Henry Georges, Laveley u. a. — Henius sagte feierlich — sie waren inzwischen Duzfreunde geworden —:

„Nun bist du so weit, Manfred, daß du dich an das große Werk von Karl Marx „Das Kapital“ heranwagen darfst. Aber das kannst du nicht allein lesen, wenigstens die ersten Teile nicht, die von der Werttheorie

[1]) Eine hübsche, junge Frau.

handeln. Das müssen wir gemeinschaftlich langsam Satz für Satz durcharbeiten, und ich werde dir da vieles erklären müssen."

So arbeiteten sie viele Wochen an Hand des schwierigen Werkes. Manfred ging eine neue Welt auf.

„Aber wir müssen auch gegnerische Schriften prüfen; denn erst wenn man die Schwächen des Gegners kennt, fühlt man seine eigene Stärke," lehrte Henius.

„Wie bannt diese Materie!" bemerkte Manfred.

„Anziehend ist alles Neue," erwiderte Henius, „aber es soll dir mehr als interessant, es soll dir heilig sein."

Dann sprachen sie auch über Henius' Karriere, und Manfred warf die Frage auf, wie weit er es wohl mal in seinem Richterberuf bringen würde. Henius erwiderte:

„Bei der jetzigen Gesellschaftsordnung nicht weit, denn ich bin kein Heuchler und außerdem bin ich ja Jude. Ich will dir eine Eröffnung machen: Von meinem Präsidenten bin ich gefragt worden, ob ich die Rechtsanwaltschaft mit dem Notariat in dem Städtchen W. annehmen möchte. Der Auftrag ist ihm vom Oberlandesgerichtspräsidenten erteilt worden. Der Präsident, der mir sehr wohl geneigt ist, legte mir die abschlägige Antwort in den Mund; ich hätte auch ohne dies abgelehnt. Der Oberlandesgerichtspräsident will mich dem Richteramt abspenstig machen und glaubt, mich mit Geld locken zu können. In mir hat er sich aber geirrt. Sein unverkennbares Streben geht dahin, in seinem Oberlandesgerichtsbezirke die Juden von den Richterstellen möglichst fern zu halten und — wenn es geht — auch von Richterstellen in anderen Bezirken. Freilich, es ist nichts Geringes, ein Geschenk von mehreren tausend Mark jährlichen sicheren Notariats-

einkommen von der Hand zu weisen, aber ich habe keinen Augenblick geschwankt. Was mein innerer Mensch in der langen Assessorenzeit durchmacht, kannst du dir kaum denken. Daß so schöne Jahre in kräftigstem Lebensalter so schaffensarm und unfruchtbar dahinfließen müssen, ist herb. Aber" — mit Ironie sagte es Henius — „man gehört ja zum ‚auserwählten' Volk, dem Knechte der Völker. Gott hat es mit seiner Alliebe und Allgüte wirklich schwer. Wie ist er zu bedauern in dem Dilemma, wenn während des Kampfes gleichzeitig Deutsche und Franzosen von ihm den Sieg erflehen! Beide sind doch seine Kinder." —

Solche Aussprüche erweckten in Manfred schwere innere Kämpfe. Er war in den alten jüdischen Familientraditionen erzogen. Der gute, liebe Großvater, so edel und wohltätig, war fromm und gottergeben, sein ganzes Leben war ein heiliges, Gott geweihtes. Am Morgen schon, wenn er aufstand, lobte und pries er Gott und dann ging er in das Eckchen zwischen Schrank und Fenster, das war seine kleine Kapelle, wo er sich wie im Gotteshause fühlte. Da legte er die Gebetriemen an, hüllte sich in den Gebetmantel und hielt inbrünstig seine Morgenandacht. Und den ganzen Tag lag über seinem Tun und Handeln eine heilige Weihe. Ging er in den Garten und sah dort die Rosen, dann lobte er Gott mit den Worten: „Gepriesen seist du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der du duftende Kräuter geschaffen." Blickte er zu dem blühenden Kastanienbaum empor, so dankte er dem Schöpfer, „der nützliche Bäume erschaffen, daß die Menschenkinder an ihnen sich freuen". Pflückte Manfred ihm eine Erdbeere, dann sprach er, bevor er sie aß: „Gepriesen

seist du, Gott, der du die Erdfrucht erschaffen", aber vor dem Genuß einer Birne sagte er nicht „Erd-", sondern „Baumfrucht". Zog ein Gewitter herauf, stürmte und blitzte es, und grollte der Donner, dann fürchtete er nichts; selig lächelnd achtete er auf das Toben der Elemente und lobte den König der Könige, „von dessen Kraft und Allmacht die Welt erfüllt ist". Ja selbst wenn ihm der Schneider einen neuen Rock anlegte, vergaß er den vorgeschriebenen Dank-Segensspruch nicht: „Gepriesen seist du, Ewiger, unser Gott, der du die Nackten kleidest." — So war sein ganzes Leben durch die Gebote geheiligt.

Ja, der Großvater war fromm, er beachtete alle Gesetze; er tat Liebeswerke, besuchte fleißig das Lehrhaus, übte Gastfreundschaft, suchte die Kranken auf ihren Schmerzenslagern auf, begleitete die Toten zur letzten Ruhe, vermittelte bei Streitigkeiten unter Freunden den Frieden; aber da geschrieben steht, daß die Beschäftigung mit dem göttlichen Wort wichtiger sei als alles andere, „lernte" er fleißig in den alten, großen, heiligen Büchern der „Mischnah" und „Gemarha". So war der gute Großvater.

Auch der Vater war fromm und gottesfürchtig, aber alle strengen Vorschriften hielt er doch nicht mehr, beachtete nur noch einen Teil. Trotzdem wählte ihn, den „liberalen Juden", die noch stark orthodoxe Gemeinde zu ihrem Vorsteher. Als er noch ein Knabe war, hatte er einmal ein Gebot übertreten, da war sein erzürnter Vater in den Weheruf ausgebrochen: „Ein böses Ende wird die Gemeinde nehmen, in der du mal Vorsteher sein wirst!" Nun, diesmal hatte sich der Alte geirrt. Die Gemeinde, deren Vorsteher der Sohn

geworden, war eine der größten, geachtetsten, frömmsten und blühendsten im ganzen Osten. Wenn Manfreds Vater auch nicht die unzähligen kleinen religiösen Vorschriften erfüllte, so war er doch ein guter, ehrlicher, treuer Jude, von dem der gesetzesstrenge Rabbiner in einer Jubiläumsrede sagte: „Von Ihnen gilt, was die Schrift von Mordechai sagt: Sie suchen stets das Heil und Wohl Ihres Volkes, den Frieden und die Eintracht Ihrer Gemeinde zu festigen und zu kräftigen. Sie empfangen heute den göttlichen Lohn für Ihre Treue und Liebe zu Ihrem Volke, zu Ihrer Gemeinde, zu Ihren Glaubensgenossen, deren Heil und Wohl Sie unter den mannigfachsten Opfern an Sorgen und Mühen, an Zeit und Kraft stets zu fördern suchen."

So war Manfreds Vater. Und wie herrlich wurden die Feste in alter traditioneller Weise gefeiert. Jeden Freitag abend machte der Vater „Kiddusch"[1]) und verteilte an alle Tischgenossen von den von der Mutter selbstgebackenen Barchus[2]) eine Scheibe zum Segensspruch. Am Sonnabend abend machte er „Hawdoloh"[3]) und sang mit Frau und Kindern im Chor das alte Lied „Hamawdil"[4]) in einer alten, vererbten Familienmelodie. Er zündete acht Tage hindurch die Chanuka-[5]) Lichter an, und sie sangen das alte Weihelied „Moaus

[1]) Weihegebet an Sabbat- und Festtagen.

[2]) Geflochtenes Sabbat-Festbrot, auch Striezel genannt.

[3]) Sabbat-Scheidegebet.

[4]) Anfangswort eines Liedes am Sabbatausgang: „Der zwischen Heiligem und Werktag scheidet, — Er vergebe uns jegliche Schuld".

[5]) Tempelweihefest (zur Erinnerung an den Sieg der Makkabäer über den Syrerkönig Antiochus Epiphanes).

zur“[1]). Und nun gar die Sederabende![2]) Da versammelten sich im Elternhaus alle Söhne, Schwiegersöhne, Töchter und Enkel. Vor jedem stand ein weingefüllter silberner Becher. Der jüngste Tischgenosse fragte nach der Bedeutung des Festes, und der Vater las und erklärte die ganze Haggada[3]). Sie sangen die alten Lieder mit den gewohnten schönen Melodien. Waren das erhebende Familienabende! Manfred war nicht so fromm wie der Großvater, aber er fühlte so wie der Vater, wenigstens bis jetzt. Doch nun kam dieser gelehrte, die ganze Menschheit, nicht nur die Juden allein, mit seiner durch keinen Dogmenzwang eingeschränkten großen Liebe umfassende Henius. Er predigte einen andern Gott. Seine Religion hieß: Freiheit, seine Heilsbotschaft das Gebot der Menschenliebe, wie es auch Christi Leben ausfüllte, sein Gebet: die von allem Übel erlösende schöpferische Arbeit, seine Kirche: die kosmische Schöpfung. Wie tobten da die alten und die neuen Anschauungen durch Manfreds Hirn und Herz! Sollte er sich von des vergötterten Vaters Lehre trennen und zu der neuen schwören?!

Henius war einige Wochen verreist. Wie fehlte er Manfred! Aber sie korrespondierten eifrig, und durch seine Briefe ersetzte er die Diskussion. In einem dieser Briefe hieß es: „Vergiß niemals, daß mit der Erlangung

[1]) Lied, beim Anzünden der Lichter am achtarmigen Leuchter des Tempelweihefestes gesungen: „Dir Veste, Hort meines Heils, — Dir erschalle Lobgesang!“

[2]) Feier am Rüsttage (cena pura) des Passa- oder Überschreitungsfestes, eigentlich Festordnung.

[3]) Erzählung von der Erlösung des Volkes Israel aus der Sklaverei Ägyptens (berühmt z. B. die H. von Serajewo, her. von David H. Müller und J. v. Schlosser).

eines großen Zweckes ein Ringen und Arbeiten verbunden ist, dem einzelne Geister zu unterliegen pflegen, und daß ein Werk, das bei seiner Vollendung schön und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen aussieht, erst der Erfolg unendlicher Mühen und rastloser Tätigkeit ist."

Ein anderes Mal schrieb er: „Das Erdenleben muß wohl jedes Wesen kämpfend ertragen, doch gibt es glückselige Kreaturen, denen der Kampf nicht in gleichem Maße im Bewußtsein liegt, wie mir und vielen andern sehenden Menschen. Warum müssen wir das Leben durchaus durchleben? Das weiß ich ganz genau. Die Liebe zwingt uns dazu, die Liebe in ihrem weitesten Sinne." Der letzte seiner Briefe enthielt folgende Mahnung: „Manfred! Nimm deine ganze Energie zusammen und sieh weder nach rechts noch links. Der Wanderer, der ein fernes Ziel erreichen will, darf auch die anziehendsten Seitenwege nicht mit Ruhe und liebender Empfindsamkeit oder gar Interesse durchwandern, sonst wird es Abend, und das Ziel winkt dem Schlafenden höchstens als wunderholder Stern. Bis zum Gipfel des Parnasses aber ist's noch weit, sehr weit. Man muß rüstig sein, keinen Augenblick der entlaufenden Zeit nutzlos vorübergehen lassen."

Als Henius zurückgekehrt war, zählte ihm Manfred die Schriften auf, die er inzwischen gelesen hatte. Henius aber sagte, daß es nicht genüge, nur aus Büchern zu lernen, denn alle Theorie sei Stückwerk. „Du darfst kein Bücherwurm werden, Manfred. Du mußt in das wirkliche Leben blicken, mußt in die Paläste der Reichen schauen, aber auch in die Hütten der Armen. Du mußt das Seelenleben der Menschen zu ergründen

suchen. Du darfst bis an die Abgründe dich wagen und in die tiefsten Tiefen hinunterschauen, aber du mußt gut und fest bleiben, damit du nicht schwindelig wirst, dann wirst du nicht hinabstürzen. Du mußt vor allem die Arbeiter studieren und auch die Frauen — die Frauen mit ihrer Liebe und ihrem Haß, ihren Launen und Leidenschaften. Die Männer werden auf Schritt und Tritt in ihrem Denken und Handeln von dem Einfluß der Frauen berührt. Eine radikale Änderung der Gesellschaftsordnung ist nicht denkbar ohne eine radikale Änderung der Anschauungen über die Ehe. Auch an den Fragen der die Moral so gefährdenden Wohnungsverhältnisse darfst du nicht achtlos vorübergehen, aber nicht nur theoretisch, du mußt es mit eigenen Augen sehen und erleben. Das alles kann nicht durch die zimperlichen Mittelchen der Bourgeoisie, sondern nur durch den Radikalismus der Sozialdemokratie gebessert werden!"

Manfred glaubte Henius, las weiter die Bücher, studierte das Leben, und seine Gedanken gestalteten sich zu Versen. Aber welch anderen Inhalt hatten die Gedichte jetzt gegen die früheren, die nur von Lenz und Liebe gehandelt! Um auch die Form leichter zu beherrschen, beschäftigte er sich mit Prosodie und Metrik. Es entstanden ihm eine Fülle dichterischer Gebilde, so viele, daß er nach Auswahl der besten durch Henius einen ganzen Band zusammenstellen konnte, den er veröffentlichen wollte. Er schickte das Manuskript an viele Verleger. Immer aber bekam er es mit derselben schon gedruckten Ablehnung zurück. Aber das hinderte ihn nicht, immer wieder einen neuen Versuch zu machen. Wie es dem Vater mit kaufmän-

nischen, so ging es ihm mit den literarischen Schwierigkeiten, sie schreckten ihn nicht ab. Als er aber schließlich die Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen erkannte, mußte er dem guten Buchhändler, Ella Steinborns Schwager, wieder Recht geben, daß „für Gedichte keine Konjunktur sei". Doch gerade dieser Buchhändler wußte einen Hilfsweg. Als er Manfreds Manuskript gelesen, sagte er: „Ich bin ganz überrascht, Sie sind ja wirklich ein Dichter. Ich rate Ihnen, das Buch auf eigene Kosten drucken zu lassen und sich an meinen Bruder zu wenden, der in Berlin in der Münzstraße einen kleinen Buchladen hat. Der würde gewiß den Kommissionsverlag gerne übernehmen."

Und so geschah es. Manfred ließ das Buch bei einem Onkel, der eine Druckerei in der Provinz hatte, drucken, und es kam in einem unansehnlichen und mit vielen Druckfehlern versehenen Gewande an die Öffentlichkeit. Kein Mensch kaufte es, die Hälfte der Auflage wurde verschenkt. Manfred sagte wieder: Der kleine Buchhändler hat recht, für Gedichte ist keine Konjunktur. Aber er hatte doch eine große Genugtuung, er verschickte eine Anzahl Rezensionsexemplare an Zeitungen und Zeitschriften, und in den Redaktionen blieben diese meist politischen Gedichte nicht unbeachtet.

Henius sagte: „Ich gratuliere dir, aber nun, Manfred, sieh, wie du aus den kleinlichen Verhältnissen hier herauskommst. Du gehörst in die Welt, du mußt nach Berlin. Auch ich muß fort von hier. Ich bin hier krank geworden und kann mein Werk hier nicht vollenden. Die anstrengenden Termine als Prozeßrichter haben mich nervös gemacht, ich kenne mich in

diesen juristischen Spitzfindigkeiten nicht mehr aus. In letzter Zeit war ich auf dem Gericht oft so erregt, daß ich mit den Parteien und Anwälten wie ein Verrückter schrie, nachher tat es mir leid. Man hat sich über mich beschwert, man fand auch meine Erkenntnisse unklar und vielfach unverständlich. Mein Präsident hat mir dringend nahe gelegt, einen längeren Erholungsurlaub nachzusuchen. Ich habe auch körperliche Beschwerden, ein fortwährendes Ziehen und Reißen von der Schulter bis zum Arm; ich kann nur mit größter Mühe schreiben, und die zitternde Hand ermüdet so leicht."

Auch Manfred hatte in letzter Zeit eine auffallende Veränderung an Henius wahrgenommen. Der Freund beging kleine Taktlosigkeiten, seine Stimmung wechselte häufig, sein Gang war unsicher. Wenn Manfred sich in den Diskussionen einmal auf Henius' Ausführungen eine Entgegnung erlaubte, schwoll jenem die Zornesader, und er schrie auf ihn tobend ein. Seine Ausführungen waren nicht mehr so logisch wie früher, auch an seinem sonst so korrekten Klavierspiel war mancherlei auszusetzen. Einmal blieb er sogar in einer Beethovenschen Sonate, die er sonst immer fehlerlos auswendig gespielt hatte, plötzlich stecken und konnte sich nicht mehr hineinfinden. —

Henius hatte seinen Urlaub bewilligt erhalten und war abgereist, ohne sich von Manfred zu verabschieden. Dieser erfuhr nur, daß die Post an die Adresse der Eltern nach Magdeburg nachgeschickt werden solle. Nach einiger Zeit erhielt Manfred von Henius aus einem Sanatorium in Friedrichroda einen Brief, der ziemlich verwirrt klang.

7.

Déroit, der Schuft, hatte Ella irgendwo sitzen lassen und sich auf und davongemacht. Sie hatte an ihre Eltern und ihren Schwager äußerst wehmütige Jammerbriefe geschrieben, erhielt aber keine Antwort. In ihrer verzweifelten Lage wandte sie sich an ihre Freundin Walla Borinska, die in ihrer Heimat Gesangsstunden gehabt hatte und in Berlin Sängerin geworden war.

Ella hätte sich beinahe das Leben genommen, soweit hatte die Verzweiflung sie getrieben. Nun nahm sie die Einladung der Freundin an und hoffte sich in Berlin eine Existenz zu schaffen. Freilich, daß Walla so tief gesunken war, daß sie in einer verrufenen Straße in der Nähe des Stettiner Bahnhofs wohnte und als Chansonette in einem obscuren Vergnügungslokal der Elsasserstraße auftrat, hatte sie nicht geahnt.

Dem Zusammenleben mit Walla wollte sie so schnell wie möglich ein Ende machen. Ihr Treiben mußte sie abstoßen. Sie verfolgte eifrig alle Stellenangebote, doch viele Tage vergingen, alles Suchen blieb vergeblich. — Endlich bat, nach einer Bewerbung, die Firma Weinert & Co. in der Königstraße um ihren Besuch. Auf den jungen Personalchef machte die Schönheit und Anmut der Bewerberin ersichtlichen Eindruck. „Und Ihre Papiere und Zeugnisse?“ fragte er.

Zeugnisse? Ja woher sollte sie Zeugnisse haben? Da schoß ihr ein Gedanke durch den Kopf. „Ich hatte bisher nur eine Stellung und zwar außerhalb; ich kann Ihnen das Zeugnis aber erst in einigen Tagen bringen.“

„Sie wohnen in der Gartenstraße? Keine sehr empfehlenswerte Gegend, Fräulein.“

Das hatte Ella schon gemerkt, als sie sah, wie die Mädchen dort Tag und Nacht lauernd mit begehrlichen Blicken vor den Haustüren standen. Sie sah errötend zur Seite. „Ich bin hier ganz fremd, erst seit einigen Tagen in Berlin."

„Ein frisches Provinzmädel? Die nehme ich!" ging es dem Herrn durch den Kopf. „Wie hoch sind Ihre Ansprüche?"

„Bestimmen Sie das Anfangsgehalt, und setzen Sie es dann nach meinen Leistungen fest."

Welch anständige Person! „Gut. Ich werde Sie engagieren, aber Ihr Zeugnis müssen Sie vorher jedenfalls einreichen; ohne Papiere kann ich das nicht machen. Wann werden Sie Ihr Zeugnis haben?"

„Ich schreibe gleich heute, und übermorgen kann es hier sein."

„Gut, bis übermorgen kann ich die Besetzung der Stelle hinausschieben."

Aufatmend richtete Ella einen dankbaren Blick auf ihren neuen Vorgesetzten.

„Aber aus der Gartenstraße müssen Sie fortziehen, Fräulein. Ich werde Ihnen ein Zimmer im Westen nachweisen, das können wir noch besprechen. Wie ist es, wenn wir uns vielleicht heute Abend treffen?"

Dieses übergroße Interesse machte Ella doch etwas stutzig. „Heute geht es leider nicht, ich werde in der Familie einer Tante erwartet," log sie; „aber vielleicht morgen?"

„Morgen? morgen? was habe ich da doch vor?" sann er nach. „Nein, kommen Sie nur übermorgen mit dem Zeugnis her."

Sie glaubte aus des Mannes Blicken und Gehabe zu entnehmen, daß er Ungutes mit ihr beabsichtige, daher war sie, als sie wieder auf der Straße war, entschlossen, nicht wieder hierher zu gehen. Aber das Zeugnis mußte sie sich unter allen Umständen besorgen, das sah sie ein und schrieb sofort an ihren Schwager. Am übernächsten Tage war es noch nicht eingetroffen. Erleichtert konnte sie, ohne wieder lügen zu müssen, der Firma Weinert & Co. schreiben, daß sie ihre Bewerbung zurückziehen müsse, weil das erwartete Zeugnis noch nicht eingetroffen sei. Mit Spannung erwartete sie den Postboten.

Endlich erhielt sie das Zeugnis und sogar ein ausgezeichnetes, aber zu ihrem Schmerze kein einziges begleitendes Wort, kein Wort der Versöhnung, der Aufmunterung, der Annäherung. Sie war allein, seit Déroit sie verlassen hatte, einsam und allein.

Aber sie hatte ein gutes Zeugnis, das war doch immerhin etwas. Und endlich gelang es ihr wirklich, eine bescheidene Stellung als Verkäuferin in einem Zeitungskiosk in der Nähe des Anhalter Bahnhofes zu erhalten. Da saß das schöne Mädchen nun in der kleinen Zeitungsbude und erwarb sich einen festen Kundenkreis junger Herren, die sich regelmäßig ihre Lektüre von der schönen und zuvorkommenden Verkäuferin gerne holten. Manche erhofften hiervon vielleicht auch zartere Beziehungen. — Nun konnte Ella auch wieder lesen wie früher im Buchladen. Heute hatte sie sich die literarische Rundschau vorgenommen, aber was war das? Die Buchstaben tanzten ihr vor den Augen, ihr Herz schlug heftig, sie glaubte zu träumen. Das Blatt zitterte in ihren Händen. Sie las unter

der Rubrik „Zur Besprechung eingegangene Neuerscheinungen“ „Buch der Freiheit, Dichtungen von Manfred Frank“. Oh Manfred! — Mit Wehmut wurde sie an Manfred erinnert. — Ein Herr verlangte die Mittagszeitung und fragte teilnahmsvoll: „Aber Fräulein, warum weinen Sie denn so?“

Sie nahm sich zusammen, bediente wieder mit freundlicher Miene die Käufer, aber sie war und blieb noch lange Zeit zerstreut. „Fräulein, ich verlangte doch das ‚Tageblatt‘ und Sie geben mir eine andere Zeitung. Passen Sie doch besser auf!“ brüllte sie ein nervöser Herr an. „Sie haben wohl nur Liebesgedanken im Kopf!“ Liebesgedanken! Oh nein, Schmerzensgedanken! Sie mußte an die alte Zeit denken. Manfred! hatte sie ihn geliebt? Nein! aber sie hatte für ihn immer eine innige freundschaftliche Zuneigung empfunden. Und Manfred? es war ihr nicht entgangen, daß bei ihm eine starke Liebe emporschoß. Sie hatte sich daher gehütet, ihm irgendwie Avancen zu machen. Trotz ihrer Jugend war sie lebensklug und verständig genug. Bei dem stürmischen Temperament Manfreds war sie darauf bedacht gewesen, ein Unglück zu verhüten. Ihr Jawort hätte sie ihm, dem Juden, nicht geben können, und zu einem freien Verhältnis hätte sie sich nie erniedrigt. Déroit gegenüber war es etwas anderes. Er hatte schnell verstanden, in ihr eine leidenschaftliche Liebe zu entzünden, und da er mit ihr den gleichen Glauben teilte und ihr die Ehe versprochen, hatte sie felsenfest an ihn geglaubt und sich zu der verhängnisvollen Flucht hinreißen lassen. Freilich, daß sie sich ihm so völlig anvertraute, hätte ihr bei klaren Sinnen nicht zustoßen dürfen. Aber nach den

berauschenden Wanderungen in Liselund, die sie in eine andere Welt versetzt hatten, war sie willenlos geworden, und aus dem verwirrenden Taumel erwachte sie erst, als Déroit sie verlassen hatte. — Oh, wenn sie sich jetzt doch jemandem hätte anvertrauen können! Einer verständnisvollen Seele, einer liebenden Frau, die die Verlassene, Einsame begreifen könnte. Aber sie hatte niemanden, von ihrer Familie war sie verstoßen, in Berlin hatte sie keine Freundin. Walla? von ihr war sie durch eine Welt getrennt! —

Ella wartete auf ein plötzlich eintretendes Ereignis, das ihr Hilfe bringen sollte. Vielleicht kam es durch eine zufällige Begegnung, vielleicht durch einen Brief. Eines Tages warf der Briefträger wirklich für sie einen kleinen Brief durch den Türspalt. Es war ein Stadtbrief. Wer konnte ihr schreiben? Wer wußte hier in Berlin ihre Adresse? Der Personalchef von Weinert & Co. lud sie zu einem Abendessen in das chambre séparé eines luxuriösen Weinlokals ein. Sie zerriß den Wisch. — — —

Ella saß Tag für Tag in ihrem Zeitungshäuschen. Ihre treuen Kunden kamen, sie brauchten ihre Zeitung garnicht erst zu fordern, sie gab ihnen gleich die richtige hin. Einmal trat eine Dame an ihren Zeitungsstand, im Reisekostüm, äußerst elegant und dabei dezent gekleidet, die Verkäuferin möchte ihr ein gutes Buch empfehlen. Das eine, das Ella ihr vorlegte, kannte sie bereits, das andere war ihr zu umfangreich.

„Ich möchte etwas recht Spannendes, aber Kurzes, das ich auf der Reise bis Halle zu Ende lesen kann."

Ella reichte ihr einen dünnen Band, da schien es ihr, daß sie dieses Gesicht schon einmal gesehen hatte.

Wo mochte es gewesen sein? richtig, sie kannte sie, und wußte jetzt auch woher. Wenn sie doch in Berlin wohnte und sie sich an sie anschließen könnte!

„Gnädige Frau," wagte Ella zu sagen, „ich weiß nicht, ob Sie sich meiner noch erinnern," unser Kennenlernen war allerdings nur sehr flüchtig."

Die Angeredete blickte auf.

„Aber natürlich," sagte sie lebhaft mit großer Liebenswürdigkeit, „ich besinne mich ganz genau, wir trafen uns vor einiger Zeit in Kopenhagen im Museum. Doch wie kommen Sie in diese Bude? Das müssen Sie mir mal erzählen, nicht jetzt, ich habe es sehr eilig." Sie warf einen Blick auf ihre Armbanduhr. „Mein Zug geht in einigen Minuten ab. Hier haben Sie meine Karte mit meiner Adresse, rufen Sie mich doch einmal in einigen Tagen an! ich bleibe voraussichtlich nicht lange in Halle." Sie reichte Ella freundlich die Hand: „Adieu, adieu!"

Es war wirklich die höchste Zeit, daß sie eilte, wenn sie den D-Zug nicht verpassen wollte. — Ella las die Visitenkarte: Frau Edith Falkson, NW., Klopstockstraße 17.

8.

Manfred Frank war nun in Berlin. Seine Eröffnungen vor der Übersiedlung waren für die Eltern ein großer Schmerz gewesen, besonders für den alten Vater, der auf ihn als den Nachfolger und Fortführer seines Werkes erwartungsvoll gerechnet hatte. Aber dem Begabten und große Hoffnungen Erweckenden wollte man den Weg zu seiner künstlerischen Entwicklung nicht versperren. Sie sagten zu Hause, daß ein

wahres Talent sich früher oder später doch Bahn brechen werde. Nur von dem unheilvollen Einfluß Henius' fürchteten sie Schlimmes. Dem durchaus modern denkenden, klugen Vater erschienen die Heniusschen Gedankengänge als unerfüllbare Utopien. Mit unerbittlicher Logik wies er von seinem Standpunkte aus nach, daß die Ausführung der Theorien, so verlockend und hoffnungsvoll sie auch klangen, in der Praxis nicht durchführbar seien, wenigstens nicht für das jetzige Geschlecht und wohl auch noch nicht für die nächste Generation. Gewiß! auch er war für soziale Reformen, aber sie mußten sich in ruhiger, gesetzmäßiger Entwicklung vollziehen. — — — Manfred sprach in der literarischen Vereinigung, deren Mitglied er geworden war, von allgemeinem Wahlrecht, auch der Frauen, von freiem Denken, freier Forschung, freiem Unterricht und Volkswehr, so daß man ihm prophezeite, er würde sicherlich noch einmal Reichstagsabgeordneter werden. Aber er war durchaus kein praktischer Politiker, und was er sagte und schrieb, war mehr die traumhafte Sehnsucht dichterischer Gebilde. Zwar konnte er in den Diskussionen gegnerische Einwürfe meist gut parieren, aber er merkte doch auch, daß er in manchen Fragen schwankend und unsicher war. Henius fehlte ihm sehr, er mußte unter allen Umständen noch seine Studien bei ihm fortsetzen, um tiefer aus dem Borne seiner wissenschaftlichen Untersuchungen zu schöpfen. Aber wie ihn finden? Er erkundigte sich bei den Eltern in Magdeburg nach seiner Adresse. Da erhielt er die betrübende Nachricht, daß der Sohn sehr ruhebedürftig sei, weder Besuche noch Briefe empfangen dürfe. Wo er sich aufhielt, schrieben

sie nicht. Dabei konnte sich Manfred nicht beruhigen, und er gab seine Nachforschungen nicht auf, aber alles ohne Erfolg. Der Zufall indessen führte schneller zum Ziel als alle Überlegungen. In dem literarischen Klub machte Manfred die Bekanntschaft eines jungen Mediziners Dr. Jlowen, der sich neben seinem Beruf mit Politik und Literatur beschäftigte. Sie diskutierten oft über die sozialen Probleme, und Manfred erwähnte dabei einmal das neue Werk von Georg Henius, dessen erste Lieferungen bereits erschienen waren. Als Manfred davon sprach, daß er den genialen Verfasser persönlich kenne, horchte Dr. Jlowen interessiert auf, und als dieser gar von der intimen Freundschaft der beiden erfuhr, machte er Manfred eine erschütternde Eröffnung. Dr. Jlowen war als Assistenzarzt in einer Nervenheil- und Pflegeanstalt tätig, und er flüsterte Manfred unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu, daß Henius sich dort als Patient befinde, wo er mit Jod und Quecksilber behandelt werde. Manfred begriff zunächst diese Geheimnistuerei nicht. War es um alles in der Welt denn eine Schande, sich zur Kur in einer Heilanstalt aufzuhalten?

„Wann denken Sie, Herr Doktor," fragte Manfred gespannt, „daß die Kur beendet sein wird?" Der Arzt war in Verlegenheit, was er antworten sollte, und erwiderte ausweichend: „Man wird alles tun, was die moderne Wissenschaft an Handhaben im Kampf gegen das Leiden bietet, auch mit dem neuen Kochschen Tuberkulin wollen wir einen Versuch machen."

Manfred ließ nicht nach. „Ich meine, wann glauben Sie, daß Henius das Sanatorium verlassen wird?"

Und nun platzte Dr. Jlowen heraus: „Wenn die

Diagnose Professor Lendels richtig ist, fürchte ich, niemals, das heißt, einmal doch: als Erlöster in seinem Sarge."

„Um Gottes Willen," stöhnte Manfred auf, „was ist denn das für eine entsetzliche, geheimnisvolle Krankheit, für die es keine Heilung oder wenigstens Linderung gibt?"

„Es treten vereinzelt Remissionen auf," dozierte Jlowen, „bei denen das sonst ständig fortschreitende Leiden zum Stillstand kommt und der Patient dann vielleicht einige Zeit in leidlichem Zustand bei Ruhe, sorgfältiger Pflege und genügender häuslicher Aufsicht in Freiheit leben kann."

„In Freiheit? ist Henius denn ein Gefangener?"

„Beinahe könnte man so sagen, das heißt, — — — eigentlich nicht — — — aber es ist nur eine Frage der Zeit. Nachdem Professor Lendel die Diagnose auf progressive Paralyse gestellt hatte, empfahl er den Angehörigen unsere Pflegeanstalt, weil sich an sie im Park unmittelbar die geschlossene, fenstervergitterte Abteilung anschließt, in die die Kranken, sobald bei ihnen das Stadium der Tobsucht ausbricht, sofort ohne Mühe und viel Aufhebens überführt werden können."

Manfred erschauerte und brach fast zusammen. „Kann ich meinen lieben Freund nicht besuchen?"

„O gewiß, aber Sie müssen Ihr Herz wappnen und dürfen über den Besuch zu niemandem sprechen."

Beides sagte Manfred zu, und schon am nächsten Tage betrat er in zitternder Erwartung das unheimliche Terrain.

Der erste Eindruck war eine freudige Überraschung. In der schlaflosen Nacht erschien ihm das Bild eines

abschreckenden, häßlichen, hohen Gebäudes, einer nüchternen Kaserne. Hier aber sah er einen herrlichen, wohlgepflegten, von grünen, weitästigen Bäumen beschatteten Park mit plätschernden Brunnen und Fontänen. Zwischen den Bäumen standen schmucke Häuschen mit duftenden Blumen vor den Fenstern. Auf Bänken saßen ruhig plaudernd sauber gekleidete Menschen. Dr. Jlowen wies auf einen rotbedachten, mit weißer Ölfarbe gestrichenen, ganz in der Nähe stehenden Pavillon hin, in dem Henius mit seinem Krankenwärter wohnte. „Gehen Sie ruhig allein hinein, Henius spielt gerade Klavier und eine solch plötzliche Überraschung, der Besuch eines lieben Menschen, ohne die Gegenwart des Arztes, der den Kranken sofort an seinen Aufenthalt erinnern muß, hat manchmal sein Gutes, wenigstens für den Augenblick."

Manfred lauschte. Wie? das sollte das wundereiche, seelenvolle Legatospiel Henius' mit dem außergewöhnlich zarten, poesievollen Anschlag sein? Dieses abgehackte, unrhythmische, jammervolle, kindliche Gehämmer? Undenkbar! Aber er war es wirklich, der dort am Klavier saß. Er kam Manfred mit einem aufleuchtenden, freudigen Ausdruck im Gesicht, aber schleppendem, ataktischem Gange entgegen. Manfred glaubte, daß es richtig sei, nicht viel einleitende Worte zu machen, und er hoffte ihn abzulenken, zu erfreuen, wenn er ihm sagte, welch tiefen Eindruck schon der Anfang seines geistreichen Werkes auf ihn gemacht habe, daß er einiges allerdings nicht begriffe.

„Was sagen Sie mir da von einem Werke?" stotterte Henius mit einer gänzlich veränderten, gestörten Sprechweise. „Ich habe nie ein Werk geschrieben, ich

habe Kürbisse gezüchtet. Wollen Sie meine Kürbisse sehen? Kommen Sie mit mir in den Gemüsegarten, ich werde Ihnen diese fabelhaften Exemplare zeigen."

Sie gingen hinaus. Henius breitete die Arme aus: „Ist das hier nicht herrlich, wundervoll? ich bin ja so glücklich auf diesem köstlichen Fleckchen Erde, so überglücklich wie noch nie in meinem Leben. Diese Ruhe! diese Vornehmheit! Keine Akten, keine Termine! Ist das Karussell noch auf dem Gymnasialplatz? Was sagen Sie zu meinen Kürbissen? Geh' jetzt, Manfred, und erzähle allen, wie wohl und glücklich ich mich fühle!"

Diese sich überstürzende Gedankenflucht erschütterte Manfred bis ins tiefste, und er verließ den Kranken mit tränenden Augen. Er schritt auf das Verwaltungsgebäude zu, um Dr. Jlowen aufzusuchen, ein Mann näherte sich ihm:

„Wo wohnen Sie?"

Manfred vermutete in ihm einen Irren und antwortete ruhig, um ihn nicht vielleicht mit einer abweisenden Antwort zu reizen: „In Berlin in der Franzstraße."

„Wo wollen Sie hin?"

„Zu Dr. Jlowen."

„Das geht nicht, kommen Sie mit mir."

Manfred wurde es unheimlich. Wenn er ihm nicht folgte, würde der Irre möglicherweise einen Tobsuchtsanfall bekommen. Was sollte er tun? Da tauchte glücklicherweise Dr. Jlowen auf, er klärte die Situation. Der Mann, ein erst seit kurzer Zeit angestellter Wärter, hatte Manfred für einen Irren gehalten, wie Manfred seinerseits den anderen ebenso einschätzte.

Dr. Jlowen klopfte dem jungen Wärter auf die Schulter und belehrte ihn:

„Sie müssen vorsichtiger sein, Plewe, so leicht sind unsere Diagnosen nicht. Entschuldigen Sie sich bei Herrn Frank."

Manfred verließ diese Stätte des Grauens in maßloser Erregung und Verwirrung. Er sah die bekannten Straßen, die Elektrischen, die Droschken, die Stadtbahn. Waren alle die Menschen, denen er begegnete, normal? Der ihn eben so scharf ansah, war es nicht vielleicht ein Geisteskranker? das Weib, das dort schrie, keifte und mit den Fäusten drohte, war es verrückt? Ihm war trostlos elend zu Mute. Nach Hause gehen? Nein, er würde es heute in seinem Stübchen nicht aushalten. Ein Konzert, ein Theater besuchen? Unmöglich! Nur eines vielleicht! In die Gesellschaft singender, tanzender, lachender Menschen, um zu versuchen, dort zu vergessen.

Und der Traurige, Tiefniedergedrückte stürzte sich in den tollen Strudel des Berliner Nachtlebens! —

In den Blumensälen kam aus der Reihe der Tanzenden eine besonders Ausgelassene, ein Sektglas schwingend, auf ihn zu:

„Prost, Kleiner, was willst du hier? Suchst du die Ella? die wirst du hier nicht finden; die ist immer tugendsam und anständig."

Es war Walla Borinska, die ihn vom Heimatorte her kannte und von seinen Beziehungen zu Ella wußte, die sie sich natürlich auf ihre Weise auslegte.

„Was wissen Sie von Fräulein Steinborn?" fragte Manfred betroffen.

„Hahaha!“ lachte sie mit rauher Kehle, „wir wohnen ja zusammen!“ — —

9.

Ella hatte, nachdem sie die Visitenkarte von Frau Edith Falkson erhalten hatte, ihre Telephonnummer festgestellt. Unter der Adresse Klopstockstraße 17 war ein Fabrikbesitzer Norbert Falkson aufgeführt. Ella brannte darauf, mit Frau Falkson zusammenzukommen. Nachdem acht Tage vergangen waren, klingelte sie an. Es meldete sich niemand. Sie versuchte es an den folgenden Tagen wieder, — wieder vergeblich. Da beschloß sie, am nächsten Sonntag auf gut Glück mal hinzugehen. Die Portierfrau, bei der sie Erkundigungen einziehen wollte, plapperte:

„Das wundert mich nicht. Wenn die gnädige Frau verreist ist, kommt Herr Falkson immer erst spät nachts nach Hause, und das Dienstmädchen, die freche Person, treibt sich ständig herum. Aber heute haben Sie Glück, Fräulein, heute treffen Sie Herrn Falkson an.“

Ella schellte hochparterre links, ließ sich melden und wurde nach ihrem Anliegen gefragt. Sie stellte sich als Bekannte der Frau Falkson vor, wollte sich nur erkundigen, wann diese aus Halle heimkehre.

„Halle? also wieder in Halle!“ ging es Falkson durch den Kopf. Er war empört, daß Edith sich in ihrer Hysterie wieder einmal zur Mutter geflüchtet hatte. Was war denn der Grund des neuerlichen Zerwürfnisses gewesen? Er hatte bei dem letzten üppigen Abendbrot sich erlaubt, in freundlichstem Tone zu sagen: „Aber Schatz! das Essen könnte wirklich etwas einfacher

sein.“ Da brauste sie auf, stürzte weinend aus dem Zimmer, schloß sich in ihrem Boudoir ein und fuhr dann, wie schon öfter, zu ihren Eltern. Nach einigen Tagen erschien sie dann immer wieder, und einem rührenden Empfang seitens Norberts mit Blumen, Geschenken und Sektabendessen folgten beglückende Stunden, bis sich derselbe Vorgang gelegentlich in unveränderter Form wiederholte.

„Mein Fräulein,“ wandte sich Falkson an Ella, die er eben erst wieder zu bemerken schien, und die nicht begriff, warum der Mann auf ihre Frage keine Antwort gab, „vielleicht nennen Sie mir Ihre Wohnung, und ich lasse Ihnen sofort nach der Rückkehr meiner Frau eine Nachricht zukommen.“

„Die Adresse!“ durchfuhr es sie. Sie dachte daran, wie peinlich sie schon einmal die Nennung ihrer anrüchigen Straße hatte empfinden müssen. Die harmlose Frage brachte sie in arge Verlegenheit. Da kam sie auf den guten Ausweg, den Brief an die Adresse der Buchhandlung, bei der sie angestellt war, richten zu lassen.

Ella hatte auf Falkson starken Eindruck gemacht. Auch sie war von dem liebenswürdigen, freundlichen Wesen des Mannes entzückt, aber der Herr, der Frau Edith damals auf der Dampferfahrt von Warnemünde nach Gjedser geküßt hatte, war das nicht. Der war doch viel jünger und größer gewesen.

10.

Für Ella begann nun wieder eine Zeit der Erwartung; wieder war es der Briefträger, auf den sie harrte. Bisher war es in Berlin nur der Briefträger gewesen,

durch den sie eine Wendung ihres Schicksals erhoffte. — Noch immer war Frau Edith nicht zurück, sie erwartete sie doch so sehnsüchtig. Mit Entsetzen malte sie sich die Zukunft aus. Ach, Frau Falkson war doch die einzige, der sie sich offenbaren wollte, und sie klammerte sich an den hoffenden Gedanken, daß von ihr die Rettung kommen würde. Aber Frau Falkson war immer noch in Halle. — — —

Falksons unterhielten im Hause wenig Verkehr. Der Gedanke an eine noch so kleine Abendgesellschaft konnte Edith zum Rasen bringen, aber wenn sie sich doch mal dazu entschloß, Gäste bei sich aufzunehmen, war sie eine charmante, überaus liebenswürdige Wirtin, die gern und reichlich aufwartete. Es war ihr ein freudiger Gedanke, Fräulein Steinborn auf den nächsten Sonntag zum Nachmittagskaffee einzuladen. Sie hatte sie von dem, wenn auch nur kurzen Zusammensein in Kopenhagen in angenehmster Erinnerung, warum sie hier in dem Zeitungskiosk als Verkäuferin saß, erregte ihre weibliche Neugierde. Ein Mann steckte doch sicherlich dahinter. Trotzdem Edith durch ihr glänzend bestandenes Doktorexamen den Beweis geliefert hatte, daß sie in puncto Gelehrsamkeit einem männlichen Kollegen gegenüber nicht in den Schatten zu treten brauche, in puncto Liebe und andern Eigenschaften war sie ganz Weib geblieben. Also was hatte das Mädel wohl erlebt? das mußte sie ihr haarklein erzählen.

Mit großen, interessierten Augen hing sie am Sonntag an Ellas Lippen. Diese berichtete freimütig alles, nur das letzte verschwieg sie, da stockte ihr der Atem. Zwar dem Geistlichen im Beichtstuhl hatte sie durch

das kleine Gitterchen alles demütig zugeflüstert, aber der hörte ja nur und sah sie nicht. Nun sollte sie das, was — abgesehen von dem Beichtvater und Walla, vor der sie sich nicht zu genieren brauchte — bisher noch niemand erfahren hatte, jemandem offen ins Gesicht aussprechen! Noch vermochte sie es nicht. Sie wollte es Frau Edith schreiben, nicht sagen. Erfahren mußte sie es, wenn sie ihr beistehen sollte. Vielleicht aber war das, was sie getan, doch garnicht so sündhaft gewesen, vielleicht war es durch die damaligen verführerischen Umstände entschuldbar. Der alte, würdige Dekan hatte ihr doch gar keine so große Buße auferlegt; sie sollte nur mit dem Rosenkranz einige Ave-Maria und Paternoster beten und am zweiten Februar, dem Tage von Mariä Lichtmeß, der Kirche eine geweihte Kerze spenden. Das war doch keine Strafe für ein schweres Vergehen. So schlimm ist das in den Augen der Menschen also wohl garnicht, wie es ihr erscheint. — Ach! vielleicht hat Frau Edith dieselbe Auffassung wie der fromme Beichtvater, wenn sie auch eine Jüdin ist. Steht doch in der jüdischen Bibel das Wort: „Liebe deinen Nächsten, wie du dich selber liebst!“ und warum sollte auch sie nicht davon durchdrungen sein?

Edith verstand ganz die Arme, sich Marternde, sie beruhigte sie und gab ihr tröstende Ratschläge.

Da betrat Falkson das Zimmer, er beteiligte sich lebhaft an der Unterhaltung, die durch sein Dazwischentreten allerdings eine andere Wendung nahm. Er richtete seine Blicke wiederholt auf die schöne Ella, und es fehlte nicht viel, daß die in Edith stets schlummernde Eifersucht, die, als das Ehepaar allein war, zu einer

unliebsamen häuslichen Szene geführt hatte, wieder eine Reise nach Halle zur Folge gehabt hätte.

11.

Der Park der Heilanstalt mit seinen schattigen Alleen, seinen duftenden Blumenbosketts, seinen gepflegten, kiesbestreuten Wegen, seinen singenden, jubilierenden Vögeln lag da, wie einladend zu erquickendem, erholsamen Aufenthalt. Aber der ihn jetzt durch das kleine eiserne Pförtchen wie zögernd betrat, wußte, daß Frieden und Freude hier nicht heimisch waren. Es war Manfred Frank, der seinem armen Freunde wieder einmal einen Krankenbesuch machen wollte. So sehr er sich auch vor diesem traurigen Gange fürchtete, es zog ihn doch wieder zitternd hierher. Wie oft hatte er jetzt immer inbrünstig gebetet: „Du bist unendlich mächtig, oh Herr! der du die Fallenden stützest und die Kranken heilst! Wer ist wie du, Vater des Erbarmens, der seiner Geschöpfe zum Leben gedenket in Erbarmen!“ Und ein Hoffnungsstrahl durchzuckte ihn. Vielleicht steht es um den Unglücklichen etwas besser. Bei Gott ist nichts unmöglich, hier aber schien selbst die Gottheit nicht heilend eingreifen zu können. Manfred erinnerte sich, daß der Freund einmal den sträflichen Gedanken ausgesprochen hatte, ob Gott, der Allmächtige und Allgütige, nicht vielleicht im gelobten Lande geblieben sei und zur Verwaltung jedes einzelnen Staates einen besonderen Untergott[1])

[1]) Begriff der mittelalterlichen jüdischen Scholastik, auf die Ideenlehre des Platonismus zurückgehend und heute noch in der mythologischen Einstellung des Chassidismus weiterlebend (Dybuk von Anski).

bestellt habe; der deutsche wäre dann zuweilen anscheinend nicht gerade sehr tüchtig und gnadenvoll.

Henius befand sich jetzt in der geschlossenen Abteilung, in die er hatte überführt werden müssen. Der geordnete Betrieb der Anstalt und die Sorge um seine eigene Sicherheit ließen sein Verbleiben in der offenen Abteilung nicht mehr zu. Der Kranke war überaus hochfahrend, händel- und streitsüchtig geworden, er geriet mit andern Patienten leicht in Konflikt, reizte, ärgerte, verdächtigte und verleumdete sie und suchte unter ihnen Unfrieden zu stiften; er war sehr aufbrausend und renitent geworden, behauptete, man habe ihm die Haare ausgerissen, heiße Milch eingeschüttet, ihm den Arm geschunden. Tatsächlich hatte er aber begonnen, sich selbst ein Leid anzutun. Zeitweilig war er ruhiger und anscheinend zufrieden, dann sagte er vor sich hin: „Jetzt bin ich bald ein Gott!“ Heute hatte er einen verhältnismäßig guten Tag. Manfred erwartete ihn im Sprechzimmer. Dr. Jlowen führte den Kranken hinein. Welch' eine Veränderung! welch' ein Verfall seit Manfreds letztem Besuch! Er trug einen langen Vollbart, langes struppiges Haupthaar. Der Große, Schlanke, war zu einem kleinen Männchen zusammengeschrumpft und schaute blöde um sich.

„Herr Assessor,“ sagte Dr. Jlowen, „Ihr guter Freund Frank kommt, Sie zu besuchen.“

„Ich habe keinen Freund,“ sagte Henius in einem schwachen, singenden, weinerlichen Ton.

„Herr Frank bringt Ihnen Grüße von Ihrem Vater und Ihrer Mutter.“

„Ich habe keinen Vater und keine Mutter.“

„Herr Frank will Ihnen von Ihrer Schwester erzählen."

„Ich habe keine Schwester," klang es jämmerlich. Plötzlich brauste er auf: „Was wollt Ihr von mir? Ich bin Gott!" und stolperte erregt hinaus.

Manfred zitterte und bebte an allen Gliedern; sein Herz flog, das Blut hämmerte ihm in den Schläfen, ihn schwindelte. Erschütternde Gedanken jagten ihm durchs Hirn, es drängte ihn zu einer folgenschweren Aussprache mit Dr. Jlowen.

„Beantworten Sie mir, Herr Doktor, eine Frage, aber überlegen Sie sich genau, was Sie sagen. Es hängt für mich Entscheidendes davon ab: Tritt solch ein geistiger Zusammenbruch wie bei Henius von einem Tag zum anderen auf? Das heißt, ich will deutlicher und klarer sein: Wenn man das zum ersten Mal bemerkte Unsinnige, das ein Mensch heute spricht oder schreibt, dem gegenüberstellt, was er gestern gesprochen und geschrieben hat: ist zu erkennen, ob die Gedanken von gestern noch gesund und normal waren?"

Dr. Jlowen stutzte. Dann sagte er: „Das ist undenkbar. Eine solche Geistesverwirrung erfolgt nicht in einer Stunde."

Manfred entsann sich Heniusscher Äußerungen, die ihm zuweilen sonderbar erschienen waren. Aber wie oft hört man in seiner Umgebung Ansichten und Urteile, die man nicht billigt, die man nicht begreift! wer denkt da gleich an eine Abnormität, an geistige Störungen!

„Ich kann Ihnen, Herr Doktor, nicht gerade sagen, wann mir zuerst an den Heniusschen Gedanken etwas

auffiel. Aber ich habe Briefe bei mir, die er mir vor garnicht allzulanger Zeit geschrieben hat, ich fand sie sehr schön, poetisch, ihren Inhalt wertvoll."

„Das interessiert mich sehr, bitte, zeigen Sie mir diese Briefe!"

Dr. Jlowen vertiefte sich in die Schriftstücke, dann sagte er: „Es ist schwer, sich den Eindruck vorzustellen, den diese Geistesprodukte auf den Empfänger machen mußten, wenn er ahnungslos war. Heute, wo ich wissend bin, könnte ich schon in diesen Briefen Spuren eines sich entwickelnden Größenwahns entdecken. Diese phantastische Sprache, die sich in den doch rein persönlichen Briefen, die keine Dichtungen sein sollten, vorfindet, läßt manches Betrübliche ahnen. Der letzte Brief aus Friedrichroda hätte einem Psychiater auch durch die veränderte Handschrift ganz deutliche Hinweise auf ein in der Entstehung begriffenes schweres Gehirnleiden gegeben. — Ehe die Krankheit, an der Henius leidet, wirklich ausbricht, geht ihr eine Periode voran, in der uns manches auffallend, sonderbar, unverständlich erscheint, das wir aber noch nicht bestimmt für krank halten können. Wer kann den letzten gesunden und den ersten kranken Gedanken Friedrich Nietzsches voneinander unterscheiden?"

„Dann ist also das Furchtbare möglich, daß wir im Leben mit Geisteskranken zusammentreffen, die wir für gesunde, normale Menschen halten und deren Worte und Handlungen wir infolgedessen entsprechend einschätzen?"

Jlowen nickte ernst — sagte nichts.

„Dann sitzt also vielleicht auf jenem Universitätskatheder ein geisteskranker Professor, der der lauschen-

den Jugend seine Wahnideen einimpft? Ein Angeklagter ist gezwungen, das Wahnurteil eines geisteskranken Richters über sich ergehen zu lassen, der Kranke, die verderblichen Anordnungen eines seiner Sinne nicht mehr ganz mächtigen Arztes zu befolgen, das Heer im Kriege, sich den todbringenden Schlünden der Kanonen auszusetzen durch den Befehl eines bereits irren Generals?"

Dr. Jlowen schwieg eine Weile, dann sagte er kleinlaut: „Es ist so. Doch die fortschreitende Wissenschaft wird, das prophezeie ich, die Menschheit sicher einmal von dieser Geißel erretten."

„Am günstigsten," fuhr Frank in Erregung fort, „befindet man sich noch dem Richter gegenüber; gegen sein Urteil gibt es wenigstens eine Berufung. Aber schwer, oft unmöglich ist es, das von einem Arzte oder Feldherrn angerichtete Verderben zu korrigieren. Und welch ein Unglück können die Schriften eines Geisteskranken verbreiten! Ein Gift verteilen, das die Seele Unzähliger verdirbt und zerstört! Das Gemälde, die Skulptur, das Tonstück eines in seinem Geist erkrankten Künstlers kann nicht so verderblich wirken. Man kann sein Werk höchstens häßlich oder unverständlich finden, aber das Wort! Oh, das Wort, wie viel Schaden kann es anrichten! Oh Gott, welche Schuld habe ich vielleicht schon auf mich geladen!" durchfuhr es Manfred. „Woher hatte ich denn meine Gedanken, die ich niederschrieb? Sie waren durch Henius' Gedanken befruchtet. Und waren diese noch gesund? in allen Punkten gesund? Befand er sich damals nicht vielleicht schon im Stadium der beginnenden Gehirnerweichung und war neben dem erkennbar Wahren

und Richtigen nicht das Unverständliche, das ich für Genialität hielt, vielleicht schon Wahnsinn?“

Manfred stürzte wie nach seinem ersten Besuche wieder auf die Straße. Fort aus diesen vergitterten, unheimlichen Räumen. Aber wohin? heute auch nicht zu den lachenden Mädchen. In den Tiergarten! auf eine stille, verborgene Bank wollte er sich setzen, ruhig nachdenken, versuchen, sich Klarheit zu verschaffen, vor allen Dingen das Gleichgewicht wiederfinden. Da saß er sinnend: „Kein Wort mehr veröffentlichen! es in verschlossenen Schiebladen liegen lassen, Jahre, Jahrzehnte, bis man gesund an Seele und Geist geblieben, vielleicht ein Weiser geworden! Und wenn der Gereifte sich dann noch zu seinen Gedanken und Ansichten bekennen sollte und sie für wertvoll genug hielte, dann vielleicht sie einer neuen lauschenden Jugend offenbaren!“

Manfred dachte an Henius. — —

Ständig mußte er schaudernd an Henius denken, aber trotz allem, er ging wieder einmal zu dem Freunde. Der gänzlich Gelähmte konnte das Bett nicht mehr verlassen. Er sprach kein Wort mehr, lag ruhig, die erlöschenden Augen nach oben zur Decke gerichtet. Manfred setzte sich zu ihm, nahm seine Hand, da schien es ihm, als ob der Sterbende ihn anblicke und ein flüchtiger Strahl heitern glückseligen Lächelns über sein Gesicht husche.

Dieses Mal ging Manfred ruhiger wieder in den Tiergarten, setzte sich auf eine einsame Bank und weinte, weinte heilige Tränen.

12.

„Was ist Ihnen, Herr Frank? Sie sehen ja entsetzlich aus!“ wandte sich ein vorübergehender Herr an ihn, ein Kollege aus dem literarischen Verein, Dr. Zebrowski.

„Ich habe einen Freund verloren!“ schluchzte Manfred. „Ich komme eben von seinem Sterbelager.“

„Oh, das ist traurig, traurig. — Aber die Welt rollt weiter, Herr Frank, hinter Wolken leuchtet doch der Sonne Licht. Wer stirbt, stirbt sich, wir müssen weiter leben. Kommen Sie mit mir, heitern Sie sich etwas auf! begleiten Sie mich in den Klub! Das Spiel wird Sie zerstreuen, und der Kontrast wird Ihnen gut tun.“

„Ich spiele nicht,“ sagte Manfred.

„Das ist auch nicht notwendig. Sie sind dort unter Menschen und doch allein. Sie können spielen, wenn Sie wollen, aber man wird Sie, wenn Sie sich am Spiel nicht beteiligen, kaum beachten. Die Herren sind zu sehr mit sich und den Karten beschäftigt.“ —

Manfred war vorerst unschlüssig, ob er der Aufforderung Folge leisten solle, aber mit sich und seinen trüben Gedanken allein zu bleiben, lockte ihn auch nicht, und dem Zusammentreffen mit Bekannten jetzt aus dem Wege zu gehen, wäre ganz gut. Er schloß sich also dem Berufsgenossen an.

Der Klub war sehr elegant und dabei mit anheimelnder Gemütlichkeit eingerichtet. In dem einen Zimmer standen kleine Tische mit bequemen Polstersesseln; der Fußboden war mit kostbaren Perserteppichen ausgelegt, an den Wänden hingen in schweren

Goldrahmen schöne Bilder, teils wertvolle Originale, teils gute Kopien, unter diesen als besonders gelungen Giorgiones „Konzert" nach dem Original im Palazzo Pitti in Florenz. In einer Nische stand auf einer geschmackvollen Säule eine bei Gladenbeck gegossene schwere Bronze, einen Angler darstellend, das Werk eines talentvollen jungen Berliner Bildhauers. Diese Kunstwerke repräsentierten nicht unbedeutende Werte. Die Klubleitung hatte aber nicht nötig gehabt, sie für schweres Geld zu erwerben. Sie stammten aus dem Besitz von Klubmitgliedern, die diese kostbaren Gegenstände zur Deckung ihrer im Werte viel geringern Spielschulden als Pfand hergegeben hatten, das sie schließlich verfallen ließen.

Manfred hatte sich mit Zebrowski in einer lauschigen Ecke niedergelassen, von der man den angrenzenden Saal übersehen konnte. In ihm herrschte eine fast lautlose Stille, trotzdem um den grünen Spieltisch eine ansehnliche Zahl von Spielern gruppiert war. Hin und wieder hörte man nur den zwar freundlichen, aber energischen Mahnruf des Spielleiters: „Bitte um Ruhe, meine Herren!"

„Was sind das für Leute, die sich um diese Nachmittagsstunde hier aufhalten können?" fragte Manfred erstaunt, „haben sie keinen Beruf?" —

„Oh gewiß," entgegnete der andere, „es sind alles Herren der besten Gesellschaft, Kaufleute, Fabrikanten, Rechtsanwälte, Ärzte, Zahnärzte, zuweilen auch reiche Besucher aus der Provinz. Für die meisten ist das Spiel nur eine unentbehrliche Ablenkung aus irgend welchen Miseren. Sehen Sie zum Beispiel mal drüben an der Ecke den eleganten Herrn im grauen Anzug,

der mit äußerlich stoischer Ruhe in der kurzen Zeit, die wir hier sitzen, wie ich beobachtet habe, schon Hunderte verloren hat. Es ist der reiche, wenigstens bisher reiche Fabrikbesitzer Norbert Falkson. Er sucht den Klub nicht regelmäßig auf; wenn er hier ist, können Sie Gift darauf nehmen, daß diesem Besuche ein Zwist mit seiner Frau vorangegangen ist. — Manche allerdings spielen auch aus unüberwindlicher Leidenschaft. Der da links mit der Brille ist ein hervorragender junger Jurist. Er schwor seiner unglücklichen Mutter, daß er niemals mehr in den Klub gehen würde; um seinen Schwur nicht zu brechen, f ä h r t er seit dieser Zeit regelmäßig her."

Manfred sagte: „Wie vielgestaltig und lehrreich ist doch das Leben. Ich sehe heute so etwas zum ersten Mal!"

Falkson schien genug verloren zu haben. Er betrat das Vorderzimmer und begrüßte den ihm wohlbekannten Zebrowski. Dieser lud ihn ein, an ihrem Tische Platz zu nehmen. Das Gespräch gelangte vom Spiel über die Börse zum Thema: Frauen. Falkson suchte zu beweisen, daß an allem Unglück der Männer die Genuß- und Putzsucht der Weiber schuld sei. Er war sonst durchaus kein Feind des schönen Geschlechts, aber in seiner heutigen Stimmung schien er es zu sein. Er ließ an den Frauen kein gutes Haar. Nur von einer sprach er mit schwärmerischer Hochachtung. Er sagte, daß er ein junges, braves Mädchen protegiere, und bat die Herren, sie doch auch zu unterstützen. Aber sie dürften es sie beileibe nicht merken lassen, das würde sie als eine Demütigung empfinden; die Herren sollten gelegentlich mal bei ihr etwas kaufen und auch ihre

Bekannten dazu veranlassen. Es handle sich um Gegenstände, die man immer braucht: Bücher, Schreibmaterialien, Papier, Kontobücher, Zeitschriften und ähnliches. Der Laden sei in der Luisenstraße, ganz in der Nähe der Charité. Auf dem Firmenschild stehe: Ella Steinborn.

Manfred durchzuckte es: Zum zweiten Male hörte er in Berlin diesen Namen, das erste Mal war es in einem übelbeleumundeten Tanzlokal und jetzt in einem Spielklub! — —

Um diese Stunde saß Edith Falkson im eleganten Straßenkostüm frisch und bildhübsch bei Hillbrich und schlürfte einen Eiskaffee. Ein Herr an einem Nebentischchen wandte die Augen nicht von ihr. Dann ging er auf sie zu, und man konnte ein freudiges Wiedersehen beobachten. Es war Dr. Stolter, derselbe, der sie auf der Reise nach Kopenhagen auf dem Schiffe kennengelernt hatte. Jetzt war er Professor, ein tiefgründiger junger Gelehrter, der sich durch seine wissenschaftlichen Arbeiten um die Erforschung und Ausbeutung von Ölquellen im Hannoverschen sehr verdient gemacht hatte. — Er nahm neben Edith auf dem kleinen Sofa, zunächst in gemessener Entfernung, Platz, allmählich waren sie sich aber näher gerückt. In ihnen beiden regten sich wieder dieselben Gefühle der Sympathie, wie damals auf der Fahrt nach Gjedser.

13.

Ella hatte jetzt einen Laden, einen eigenen schönen Laden mit zwei anschließenden freundlichen Zimmern, sogar mit einem Piano. Es war Edith sehr leicht ge-

worden, ihren immer sehr wohltätigen und hilfsbereiten Gatten zu bewegen, Ella ein kleines zinsfreies Darlehn zur Gründung einer eigenen Existenz zur Verfügung zu stellen. Norbert Falkson konnte niemandem eine Bitte abschlagen, geschweige denn hier, wo es sich um Ella Steinborn handelte, die es ihm angetan hatte. Nicht nur das Geld gab er, er war ihr auch beim Mieten behilflich, bestellte beim Tischler Regale und Repositorien und ließ durch einen Maler alle Räume auffrischen. Ella empfand für Falkson eine überströmende Dankbarkeit. Die Käufer kamen, nicht nur Laufkunden, sondern sie zog einen ständigen Kundenkreis heran, auch aus ferneren Stadtteilen kamen die Käufer; das waren alles Beziehungen von Falkson, die ihr zugute kamen. Auch Dr. Zebrowski kaufte oft bei ihr. Manfred Frank konnte es nicht über sich gewinnen, Ella gegenüberzutreten, aber er sorgte dafür, daß seine Verwandten und Freunde sie in Nahrung setzten. — — —

Das Eheleben bei Falksons begann sich zu lockern. Norbert spielte nicht nur öfter als bisher im Klub, er spielte auch an der Börse, beides unglücklich. Auch sein Fabrikunternehmen ging in den Erträgnissen zurück. Seine Patente wurden von der Konkurrenz umgangen, indem sie unwesentliche Konstruktionsänderungen vornahm, die aber die Gebrauchsfähigkeit der Apparate nicht beeinträchtigte, und durch billigere Preise wurden seine Fabrikate mehr und mehr aus dem Markte verdrängt. Zwar war er immer noch ein wohlhabender Mann. Das Haus in der Klopstockstraße war sein Eigentum, es war nur wenig belastet. Aber er mußte doch anfangen zu rechnen, und Ediths kostspielige Ansprüche an das Leben konnte er nicht mehr

widerspruchslos bewilligen. Sie sollte sich etwas einschränken, statt der teuren Toiletten aus den ersten Modehäusern sich eine Hausschneiderin nehmen, statt der Logenplätze im ersten Rang der Theater sich mit Parkettplätzen begnügen. Das Auto wollte er abschaffen. Das waren für Edith alles schmerzliche Entbehrungen, und ihre Liebe zu Norbert verminderte sich im gleichen Verhältnis wie der ihr entzogene Luxus. Dazu kam die Vermutung, daß das Interesse, das Norbert Ellas Laden entgegenbrachte, weniger der Sache als der Person galt. Das wurde gefährlich. Als er einmal erzählte, daß er bei ihr gewesen war und dort Klavier gespielt habe, stieg ihre Eifersucht aufs höchste. Die ehelichen Kämpfe wurden erbitterter geführt, die Ehegatten trieben sich gegenseitig aus dem Hause. Norbert flüchtete in den Klub oder zu Ella, Edith zu Dr. Stolter. Das konnte so nicht weiter gehen, und nach einer gegenseitigen, verhältnismäßig ruhigen Aussprache kam es zur Scheidung. Aber sie trennten sich nach dem Termin mit einem Kuß und kamen überein, Freunde zu bleiben. — — —

14.

Henius' Tod, die letzte Unterredung mit Dr. Jlowen, die immer wieder aufsteigenden Zweifel an der Richtigkeit und Durchführbarkeit der Heniusschen Lehren und der Entschluß, vorerst, vielleicht auch nie mehr, ein Buch zu veröffentlichen, hatten in Manfred Frank tiefe, innere Kämpfe wachgerufen, die ihn darüber nachsinnen ließen, wie er sein ferneres Leben gestalten solle. Zum Apostel einer neuen Welt- und Lebens-

anschauung fühlte er sich nicht berufen. Oh wie klein, wie schwach, wie unbedeutend kam er sich vor. Da fiel ihm ein Gedicht seines väterlichen Freundes Bernhardt Endrulat, des früheren Posener Staatsarchivars, ein, zu dem er in Verehrung und Bewunderung emporgeblickt hatte. Es war betitelt:

Bescheide dich!

Wer hätte sich im Traume stolzer Stunden
Nicht einst auf Gipfeln voller Glanz gesehen?
Nicht tief in sich des Geistes Götterwehen
Wie eines Frühlings mächt'gen Hauch empfunden?

Doch ach! Bald ist der holde Wahn entschwunden;
Du siehst das Bild, das dich geneckt, zergehen,
Mußt tief in Talesdämm'rung traurig stehen,
Und fühlst den Fuß, der aufwärts will, gebunden.

Dann klage nicht! Nur wenigen vorbehalten
Ward dieses Los! Hoch von der Menschheit Zinne
Ein neues Banner glorreich zu entfalten.

Tu' ab den Neid! Und hellen Blicks beginne
In deinem engern Kreise frisch zu schalten,
Und auch das Kleine tu' mit großem Sinne.

Oh ja, wie traurig stand Manfred in tiefer Talesdämmerung da! Wie war ihm der Fuß zum Aufwärtsschreiten gelähmt! Der holde Wahn war entschwunden. Aber der Dichter rief ihm zu: „Nicht verzweifeln, nicht klagen! Im engern Kreise frisch schalten und Kleines mit großem Sinn und hellem Blick leisten: Das könnte ein trostreiches, beglückendes Streben werden!

In Manfred Frank wogte es. Er schrieb in sein Tagebuch:

Eisgang.

Stumm gebannt liegt der mächtige Strom
In ehernen Banden gefesselt,
Er, der zügellos kühn durch die Lande eilte.
Doch die Sonne in ewigem Kreise
Lacht dem jungen Lenz entgegen,
Schon werden sichtbar die ersten Spuren
Neu erwachenden Lebens.
Und der Strom atmet auf —
Tief atmet er,
Und es kracht das Eis, das die gefesselte Brust umlagerte.

Tief atmet er,
Und mit gewaltigem Ruck streckt er aus
Die mächtigen Arme,
Und die Wärme frisch pulsierenden Lebens
Bezwinget
Tod und Eis.

Heil dir! Du bist erwacht,
Ewiger Strom,
Ruhmgekrönter Sohn Thalattas.
Wie du wieder dahinströmst durch die lachenden Wiesen,
Die der Lenz dir frisch geschmückt hat!
Aber noch bist du nicht ein Bild der Ruhe,
Noch nicht ein Bild des Friedens,
Denn auf deinem Rücken trägst du
Gewaltige Berge von Eis. — — —

Es nähern sich die Ufer,
Eng wird dein Bett.
Doch du bist jung, dich hemmt nicht die Grenze,
Die Natur dir willkürlich zog.
Auf türmst du Berg auf Berg,
Und mit Gewalt
Stürzest du dich durch die enge Gasse
Mit furchtbarem Brausen und Donnern. —

Nicht läßt sich dämmen der junge Geist
Und die junge Kraft.
Mit wilder Wut wirfst du dich
Gegen die mächtigen Pfeiler der Brücke,
Fort reißest du den riesigen Bogen,
Und die Menschen stehen da,
Zittern vor dir.

Stolz brausest du von dannen,
Unbekümmert um die Meinung der Menge,
Bis dich still Gewordenen
Aufnimmt in seinen Schoß
Das ewige Meer — — — —

— — — — — — — — —

Und auch du, Jüngling, tobst aus,
Die närrische Phantasie nimmt Abschied von dir.
Du wirst Philosoph,
Ruhiger wirst du und milder,
Und du kniest in Demut
Vor all der Größe und Majestät
Der ewig aufs neu verjüngten Natur. — —
So seh' ich euch beide weinen und klagen:
Ich Tor, ich wähnte mich riesengroß
An himmelstürmender Kraft
Und bin doch nur ein Zwerg,
Ein armseliger Zwerg.
Ich war gewohnt, daß man mich nur sah,
Nur mich allein, wo ich auch weilte,
Und stolz durft' mein Haupt ich tragen.
Doch hier geh ich ja unter,
Ungekannt, ruhmlos,
In diesem Strom der Ewigkeit.
Wozu habe ich gelebt?
Wozu gekämpft?
Nichts habe ich erreicht, ich blieb ein Zwerg,
Versinkend in das Meer der Vergessenheit. — —

Die Mutter aber ruft euch zu:
Kommt in meine Arme, Söhne,
Ich weiß zu schätzen eure Kraft
Und euern Wert.
Nicht könnte ich sein, was ich bin
Ohne euch, ohne euer gemeinsames Streben.
Und müßt ihr auch weichen, Kinder,
Meiner Größe und Erhabenheit,
Verliehen mir
Durch ewige Gesetze;
Ihr dürft glücklich sein
In dem Bewußtsein,
Daß ihr gestritten für ein ew'ges Ziel.
Heil dir, ewiger Strom! —
Heil dir, strebender Sohn! —

Eisgang! Ein Bild von Manfred Franks Leben. Wo war er? Ihm war, als ob er geträumt hätte. Er blickte auf: Ein Zimmerchen in der Franzstraße in Berlin. — —

Nach einigen Tagen saß er pünktlich um sieben Uhr morgens wie einstmals an seinem Pult im Kontor der väterlichen Fabrik.

ZWEITER ABSCHNITT.

1.

Durch das Heimatstädtchen wanderte der zurückgekehrte Sohn. Nichts schien sich dort verändert zu haben. Es war Sonntag, die Glocken riefen zu frommer Andacht. In die evangelische Kirche gingen die Deutschen wie vorher nur spärlich, die Bänke waren hauptsächlich von der zum Gottesdienst „befohlenen" Kompagnie Infanteristen besetzt, aber in den Dom strömten die katholischen Polen in hellen Scharen. Die Männer aus dem Volke kamen in hohen, blankgeputzten Schaftstiefeln mit fast bis zu den Füßen reichendem langen, blauen Überrock, dessen eine Hälfte einige über den Arm geschlagen hatten, die Frauen und Mädchen in malerischer Nationaltracht, in roten, grünen, blauen Kleidern, mit samtenem, schwarzem Mieder, mit roten Korallenketten geschmückt, von denen mehrere Reihen um den Hals geschlungen waren, einige bis über die Brust reichten. — — Die Predigt wurde immer noch in polnischer Sprache gehalten, und die deutschen Katholiken, deren Zahl freilich nicht groß war, mußten das ihnen Unverständliche über sich ergehen lassen. — Für Manfred war es nichts Neues, nach

dem Kirchgang die benachbarten Kneipen mit den polnischen Landleuten und Arbeitern sich füllen zu sehen, wo dem scharfen „Wottki" mehr als dienlich zugesprochen wurde. In den Straßen und Gassen zahlreichen, bedenklich schwankenden Gestalten nachher zu begegnen, war das Gewohnte, und nicht selten endete solcher „Gottesdienst" noch mit blutigen Schlägereien. Für Manfred das altgewohnte, altbekannte Bild. Wie sollte es sich auch in der kurzen Zeit seiner Abwesenheit geändert haben!

Er schlenderte an den von früherher vertrauten Stellen vorbei, vorüber am Gymnasium mit den Erinnerungen an freudige und manche, ach! so trübe Stunden, an der Turnhalle, der alten Mühle, der durch einen Blitzschlag eingeäscherten Kirche, die seitdem als Ruine dastand, durch das enge Klostergäßchen auf den Marktplatz mit dem Buchladen, durch den er um Ella werben, trauern und entsagen gelernt hatte. Alles unverändert. Und drüben das Ladengeschäft des Klempner- und Dachdeckermeisters Karol Borinski, des Vaters von Walla, der Tänzerin in den Blumensälen. Auch dieses unverändert. Und etwas weiter — die frühere Wohnung von Henius. Wie sonderbar erschien dies alles heute, fast wie historische Stätten der Vergangenheit. —

Manfred hatte es sich vorgesetzt, seinen kaufmännischen Beruf ernst, sehr ernst zu nehmen. Er wollte das väterliche Unternehmen nicht nur unverändert weiterführen, sondern wollte es noch ausbauen, vergrößern, seinen Ruf nicht nur erhalten, sondern noch steigern. Immer dachte er als Leitspruch an des Dichters Verse:

— — — „Und hellen Blicks beginne
In deinem engern Kreise frisch zu schalten
Und auch das Kleine tu' mit großem Sinne!"

Aber das war garnicht so leicht. Der intelligente, fleißige Vater hatte eigentlich erreicht, was in seinem Industriezweig in dem weltabgeschiedenen polnischen Osten mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln erreicht werden konnte. Die Großbanken in Berlin richteten ihre Blicke nach dem Westen, allenfalls noch nach Schlesien; für die östliche Grenzmark, in der, wie sie meinten, „noch die Wölfe heulten", bestand wenig Neigung, Kapital zu interessieren. Man war im Osten von der großen kaufmännischen und industriellen Welt abgeschnitten und auf die örtlichen kleinlichen Verhältnisse beschränkt. Freilich der Getreide- und Viehhandel hatte eine ziemliche Bedeutung, und die Kaufleute am Orte waren meist brave und für ihre Familien besorgte Väter, die ihre sich in demselben Geleise bewegenden Geschäfte schon erfolgreich machten. In Manfreds Innern glühte es aber immer nach neu gestaltender Wirksamkeit und s c h ö p f e r i s c h e r Entfaltung. Seine Neigung zu schriftstellerischer Betätigung hatte er ja niedergekämpft, aber sein Schaffensdrang mußte sich anderweitig Luft machen. Es war eine in ihm treibende Kraft zum Vorwärtsschreiten, zum Aufwärtssteigen, eine Sehnsucht seiner Seele, die nach oben drängte. So machte er in der Fabrik technische Verbesserungen. Einmal gelang ihm sogar eine Erfindung, eine Sicherheitsvorrichtung an Maschinen, deren Betrieb die Gesundheit, ja das Leben der Arbeiter ständig gefährdete. Er erhielt darauf mehrere Patente und gründete zu ihrer Ausbeutung eine Gesellschaft,

die Frank & Co. G. m. b. H. in Berlin. Aber es fehlte seiner Seele die gleichgestimmte neben ihm. Oh, wenn doch, wie damals, ein Henius erschiene, ein genialer Freund, der ihn mit sich fortriß. Zwar hatte Manfred seinen intelligenten Vater neben sich, der seine Bestrebungen förderte und ihm ein unermüdlicher, treuer Berater war. Aber seine Schicksalsschläge hatten ihn alt gemacht, und er war ja auch an Jahren wirklich alt geworden. Ein großer natürlicher Gegensatz muß sich herausgestalten, wenn Alter und Jugend beisammen sind, dort das ausgereifte Leben, der Träger der Vergangenheit, hier das frische, blühende Leben, die Trägerin der Zukunft. Sie haben beide ihre eigene Welt und beide ihren eigenen verschiedenen Gedankenkreis.

Manfred sehnte sich neben dem ruhigen, abgeklärten Alten nach einem jugendlichen Feuergeist. Wirklich erschien dieser, er hieß Adalbert Bäcker und war ein großer, schlanker, blonder junger Mann, anfangs der Zwanziger. Wie er schon durch seine äußere Erscheinung und sein Auftreten von den andern Kaufleuten des Städtchens abstach, so auch durch die Großzügigkeit seiner Geschäftsprinzipien, die innere Einrichtung seines Kontors, das Aussehen seiner Equipage, auf der er den Gutsbesitzern seine Geschäftsbesuche machte. Während sich die Kontore der alteingesessenen Kaufleute in kleinen, schmucklosen Zimmerchen mit alten Stehpulten der verschiedensten Jahrgänge befanden, überraschte in Adalbert Bäckers Büro die elegante, stilvolle Büroeinrichtung, die hohe Glaswand mit Schalterfenstern wie in einer großstädtischen Bank. Es waren große, lichte Abteilungen, in denen sich Korrespondenz-, Kassenraum und — eine Sensation — eine Schreib-

maschine mit einer wirklichen lebendigen Stenotypistin, die aus Berlin importiert war, befanden. Diese hübsche Dame, bei deren Passieren durch die Straßen alle Leute, Männer und Frauen, die Köpfe reckten, um das großstädtische Bürofräulein anzustaunen, richtete übrigens unter den liebeshungrigen jungen Leuten des Ortes viel Unheil an. Außer der ersten Schreibmaschine befand sich in dem Bäckerschen Büro auch noch eine andere Merkwürdigkeit, das erste Pulttelephon. Darüber wurde staunend gesprochen. Man kannte bisher nur die an der Wand angebrachten Apparate. — Die Pferde, die ein silberbetreßter Kutscher, dessen Livree durch Knöpfe mit dem Buchstaben „B" geziert waren, lenkte, waren mit Netzen bedeckt, damit sie auf der Fahrt nicht von den Fliegen und Mücken belästigt würden. Und daß er, trotzdem sein Name und sein Äußeres durchaus nicht darauf hinwiesen, ein aus kleinen Verhältnissen stammender Jude war, war noch besonders interessant. —

Die junge Firma Adalbert Bäcker trat mit der alten H. A. Frank in Geschäftsverbindung. Man hatte zwar Manfred gewarnt, sich mit Bäcker einzulassen, bei den Kaufleuten der Stadt genoß er keinen guten Ruf. Das erschien Manfred Frank aber unberechtigt, er hatte im persönlichen Verkehr mit Bäcker den besten Eindruck von ihm gewonnen. Bei den gelegentlichen Geschäften, die er mit ihm machte, zeigte der junge Kaufmann ein durchaus korrektes Geschäftsgebahren, und die Rechnungen bezahlte er mit größter Pünktlichkeit in barem Gelde. Frank gewann zu Bäcker Vertrauen, so daß er kein Bedenken trug, dem neuen Geschäftsfreund, als dieser ihn vor einer Reise nach Amerika, wo er neue wertvolle Handelsbeziehungen anknüpfen

wollte, bat, seinem Kassierer, falls dieser vorübergehend in Verlegenheit sein sollte, mit einigen tausend Mark „aus der Hand" zu helfen, aus Gefälligkeit einen sogar zinsfreien Kredit einzuräumen. Der Kassierer zögerte auch nicht, während der Abwesenheit seines Chefs oft genug aus dieser bequemen Quelle zu schöpfen. Diese mysteriöse plötzliche Amerikareise des durchaus nicht begüterten jungen Kaufmanns begegnete in den Kreisen der Berufsgenossen nicht geringem Mißtrauen. Man munkelte, daß Bäcker den Ozean ein zweites Mal wohl nicht durchqueren würde, und daß diejenigen, bei denen er Schulden hinterlassen hatte, das Verlustkonto jetzt schon mit der betreffenden Summe belasten könnten. Manfred aber ließ sich in seinem Vertrauen nicht erschüttern und hielt dem abwesenden Geschäftsfreunde getreulich die ihm gegebene Zusage. Er wurde auch nicht enttäuscht. Bäcker erschien nach einigen Wochen wieder und ordnete seine Kassenverhältnisse zum Erstaunen und Ärger der mißgünstigen Konkurrenz. —

Aus Adalbert Bäckers Amerikareise erwuchsen ihm weitreichende Pläne und erfolgversprechende Perspektiven, zu ihrer Durchführung aber fehlten ihm die notwendigen Kapitalien. Diese durch Kredite bei Banken sich zu verschaffen, scheiterte an dem Mißtrauen, das ihm im allgemeinen entgegengebracht wurde. Der einzige, der von seinem ehrlichen Charakter und von der Durchführbarkeit seiner Pläne überzeugt war, war Manfred, in dem eine schwärmerische Neigung für den Wagemutigen erblühte, ein Glaube wie damals an Henius. Frank konnte ihm ein Helfer sein. Seine Firma besaß ein nicht unbedeutendes Vermögen und genoß

unbedingtes Vertrauen in der gesamten Geschäftswelt, auch bei dem reichen Ortsbankier Moritz Uschner. Diesen versuchte Frank für Adalbert Bäcker zu interessieren. Uschner sagte: „Ich hatte bisher zu diesem Windhund kein Vertrauen, aber wenn ein Manfred Frank für ihn eintritt, revidiere ich mein Urteil."

Er fing schon an, sich mit Bäckers Projekten zu beschäftigen, als ehrenrührige Gerüchte und Verdächtigungen über ihn ihm zugetragen wurden. Als Manfred von Bankier Uschner gefragt wurde: „Nun, was sagen Sie? halten Sie noch zu Bäcker?" erwiderte Frank unbeirrt:

„Ja, mein Vertrauen ist nicht erschüttert."

2.

Wie früher fuhr Manfred Frank wieder zum Getreideeinkauf auf die Landgüter. Einer seiner ersten Besuche galt Herrn von Lukowicz. Der konnte nicht genug von Berlin erzählen hören. Der Gutsbesitzer gab seinerseits seine Neuigkeiten zum besten. Er habe eine gewaltige Arbeit in der Zwischenzeit geleistet. Das große Moorareal in der Niederung, das seit Menschengedenken brach gelegen, habe er durch Drainage entwässert, durch zwei Dampfpflüge umgerissen, nun sei er dabei, es durch Melioration zu einem fruchtbaren Ackerland zu gestalten. Er sei auf seinem Gute auch auf ein ergiebiges Lehmlager gestoßen, werde eine Ziegelei errichten, aber keine der landläufigen mit gewöhnlichen Kammeröfen, sondern einen modernen Ringofen mit kontinuierlichem Betriebe. Ja! dieser Gutsbesitzer war intelligent und fleißig.

Für Manfred war der heutige Besuch bei Lukowicz ein voller geschäftlicher Erfolg, und er trat sehr befriedigt die Heimfahrt an. Er ließ einen kleinen Umweg machen, um gleich einen Landbäcker, der sein Kunde war, zu besuchen; das nahm dieser immer hoch auf und gab seiner Freude dadurch Ausdruck, daß er mit seinem Gaste in kürzester Zeit wenigstens zwei Flaschen Schnaps leerte. Der Bäcker hatte auch einen Windmühlenbetrieb, eine Bockwindmühle, bei der das ganze Haus auf einem starken, hölzernen Bock ruhte, auf dem es nach der Windrichtung drehbar war. So waren im Osten fast alle diese Mühlen eingerichtet. Selten sah man einen „Holländer", bei dem die oben auf turmartigem, massivem Gebäude befindliche Haube sich drehen ließ. Die Mühlen stehen, um einer stärkern Windströmung ausgesetzt zu sein, meist auf einer Anhöhe. So war es auch hier, und um den Pferden die Last des Ziehens zu erleichtern, stieg Manfred Frank, sobald es bergan ging, seiner steten Gewohnheit gemäß, vom Wagen ab und ging nebenher; er säumte auch nicht, wenn die Räder im Sande knirschten, hinter den Wagen zu treten und mit kräftigen Armen nachzuhelfen. Man näherte sich einer „Boża męka"[1]). Vor ihr kniete im Gebet ein Weib, und neben ihr stand am Wegesrand ein blinder Alter, der auf seiner Fiedel einen lustigen „Kujawiak" kratzte. Er mußte mal einen guten Lehrer gehabt haben, das merkte man an seinem Bogen, den er immer noch mit elastischem Handgelenk führte. Auffallend war seine Vorliebe für Doppelgriffe, und da er in seinen Studien doch wohl nicht weit genug gekommen war, um sie mit zweckmäßigem

[1]) Muttergottes-Kapelle.

Fingersatz rein hervorbringen zu können, war es rührend, wie er sich dadurch half, daß er, wo nur irgend tunlich, die benachbarte blanke Saite mit kräftigem, breitem Bogenstrich zum Mitschwingen brachte. Die hierbei erklingenden Intervalle wiesen allerdings oft auf ganz unwahrscheinliche Akkorde hin, die das Interesse und die Beachtung eines hypermodernen Komponisten hätten finden können.

Als die betende Frau des eleganten Gefährts ansichtig wurde, erhob sie sich und schritt ihm entgegen. Sie machte Manfred einen „padam donóg“[1]) und grüßte ihn ehrerbietig mit dem Wunsche: „Niech będzie pochwalony Jezus Chrystus!“[2])

Manfred erwiderte freundlich: „Na wieki wieków, Amen!“[3])

Da trafen sich beider Blicke, und das Weib rief in maßlosem freudigen Erstaunen aus: „Wimie Ojca i Syna i Ducha Swiętego, Amen!“[4]) indem sie ein Kreuz schlug: „Das ist ja der gnädige Panieczek[5]) aus unserem Heimatsdorf!“ und sie küßte ihm weinend die Hand.

Es war Jaguscha, die den Knaben in den Getreidegarben geliebkost hatte. Aber was war aus der jungen, schönen Schäferin geworden! Aus diesem blühenden Mädchen mit den langen, blonden Zöpfen, mit den schwellenden Brüsten, den weichen, runden Armen, den strahlenden, verheißungsvollen Augen! Ein altes,

1) Demütige Verbeugung.

2) Gelobt sei Jesus Christus.

3) Von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen.

4) Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen.

5) Junger Gutsherr.

schlampiges Weib, eine Landstreicherin, deren verfallenes Gesicht freilich doch noch merkliche Spuren einstiger Schönheit aufwies.

Manfred schritt sinnend neben den beiden dahin, auf grasigem Fußpfade zwischen dem den frischen, kräftigen Erdgeruch ausatmenden Acker und dem schmalen Landweg. So weit das Auge blicken konnte, dehnte sich eine weite, weite ebene Fläche fetten, fruchtbaren kujawischen Bodens, die Saaten hatten gut überwintert, denn eine hohe Schneedecke hatte sie immer wärmend geschützt. Jetzt, wo sie seit Wochen abgetaut war, sproßten Roggen, Weizen und Gerste schon in saftigstem Grün, aber der empfindliche Raps hatte wieder einmal unter den letzten Nachtfrösten gelitten.

Man ließ sich unter einem weitästigen Weidenbusch am Grabenrande nieder, nur der blinde Geiger, der der Aufforderung, sich zu setzen, bescheiden nicht Folge leisten wollte, stand wie eine Statue an einen in der Nähe befindlichen wilden Birnbaum gelehnt, Fiedel und Bogen in der knöchernen Hand, den Kopf mit den erloschenen Augensternen zum Himmel gerichtet, da. Es war eine schweigende, einsame Stille, der Frühling nur sang durch die knospenden Zweige. Jaguscha begann zu erzählen; es war das alte, traurige Lied. Der junge, flotte Inspektor Zarimowski, der Sohn des einäugigen Försters aus Zadlogososcz, dem der Wilddieb ein Auge ausgeschossen hatte, hatte ihr nachgestellt und sie unglücklich gemacht. Das kleine Wurm hatte sie in ihrer Angst und Scham auf dem Petellek ausgesetzt, ihre Welt war ja so klein. In dieser kleinen Welt war der Petellek weit genug entfernt. Wann kam ein Mensch

auf den Petellek? Erst wieder im nächsten Jahr zur Wollwäsche vor der Schur. Man würde das Verbrechen wohl nicht entdecken, so meinte die Unglückliche. Aber sie kam ins Gefängnis. Nun wollte sie niemand mehr in Dienst nehmen. Dem blinden Geiger aus dem Nachbardorf war sein Weib gestorben, da schlossen die beiden sich zusammen. Sie führte ihn durch die Landstraßen, durch die Dörfer, wo er vor den Katen seinen Kujawiak spielte, das einzige Stück, das er noch mühselig fideln konnte. Sicherlich wird sich sein Repertoir auf dieses eine Stückchen früher nicht beschränkt haben, aber sein Gedächtnis hatte ihn wohl im Stich gelassen, und so bekam man nur diesen einen Kujawiak zu hören.

Jaguscha zerlumpt, zerfetzt — — —! Manfred ließ beide aufsitzen: „Kommt mit mir in die Stadt, ich werde euch Arbeit geben und ihr werdet wieder emporkommen!"

Noch viele Jahre wohnten die beiden draußen auf der Vorstadt in dem niedrigen kleinen Häuschen mit dem saubern Vorgarten und der von wildem Wein umrankten Laube. Der Alte schien jünger geworden zu sein. Sein Gedächtnis hatte sich gestärkt, und die Vorübergehenden hörten zuweilen seiner Geige ein altes Liebeslied entlocken, das klang wie aus einer anderen Welt. —

Sonntags geleitete Jaguscha den Blinden in die Kirche. Dort stand er, einem Bildwerk gleich, an einen Pfeiler gelehnt, den Klängen der Orgel lauschend, den Kopf mit den erloschenen Augensternen zum Himmel gerichtet. Jaguscha kniete neben ihm vor einer Madonna mit dem Kinde, und ihre Augen strahlten in

jugendlichem Glanz wie einst, als sie den kleinen Manfred liebkosend in ihre Arme geschlossen hatte. — —

3.

Adalbert Bäcker saß im Drehsessel an seinem amerikanischen Schreibpult, den Kopf aufgestützt, und rechnete.

„Also eine Million bekommt Frank nicht zusammen? Das ist meiner Kalkulation nach die Summe, mit der mein Geschäft als Aktiengesellschaft gegründet werden müßte. Ich bin gespannt, ob Frank bei Kommerzienrat Bergmann etwas erreichen wird. Mißlingt auch dieser Versuch, dann muß es eben anders gemacht werden. Frisches Geld muß ich aber unbedingt schnell in die Finger bekommen. Die Verbindung mit H. A. Frank und die dadurch entstandene indirekte mit Bankier Uschner ist immerhin etwas und für mich eine große Erleichterung, aber sie genügt nicht zur Durchführung meiner großen Pläne. Mit Kleinigkeiten kann ich mich nicht abgeben."

Manfred kam. Seine Unterredung mit Kommerzienrat Bergmann war ergebnislos verlaufen. „Die Sache an sich würde mir zusagen," hatte sich der Kommerzienrat geäußert, „aber zu der Person von Adalbert Bäcker fehlt mir das Vertrauen." Manfred hatte ihn eines besseren zu belehren versucht und wies auch darauf hin, daß doch der gewiß vorsichtige und ängstliche Bankier Uschner seine Zurückhaltung Bäcker gegenüber seit einiger Zeit aufgegeben habe.

„Das ist mir nicht maßgebend," hatte der Kommerzienrat bemerkt, „Uschners Geschäfte sind mir nicht sauber genug."

„Aber Herr Kommerzienrat," konnte Frank nicht umhin, in einem vorwurfsvollen Ton auszurufen. „Dieses alte, ehrwürdige Bankhaus J. G. Uschner!"

„Es war ehrwürdig unter Leitung des Großvaters, es war ehrwürdig unter Leitung des Vaters, aber der Sohn hält die alten Traditionen der Firma nicht aufrecht. Er hat sich zu dem Grundsatz bekannt: „Die reinste Freude ist doch die Schadenfreude." Das zeugt von niedrigem Charakter, und solche Anschauungen können einen Bankier in gewissen Situationen leicht zu unheilvollen Handlungen verleiten. Wenn Moritz Uschner mit Bäcker im Bunde ist, ist dies für mich ein Grund mehr, mich an dem projektierten Unternehmen nicht zu beteiligen."

Adalbert Bäcker sagte, als er durch Manfred von dieser Unterredung Kenntnis erhielt: „Offen gestanden, ist mir die Ablehnung Bergmanns durchaus nicht unangenehm, und ich glaube, Ihnen und Uschner auch nicht."

Bäcker zog sein silbernes Zigarettenetui hervor und wollte Manfred eine Zigarette anbieten. „Ach, richtig, Sie rauchen ja lieber Zigarren. Was ziehen Sie vor, eine Upmann oder Henry Clay?" Er präsentierte ihm zwei gefüllte Kisten.

„Eine kleine, ganz leichte, wäre mir jetzt am liebsten."

„Ihr Wunsch ist mir Befehl."

Eine dritte und vierte Kiste stand sogleich zur Auswahl bereit. Adalbert Bäcker reichte Manfred Feuer hinüber und zündete sich dann selbst eine Zigarette an, deren Rauch er durch den Mund einsog und dann durch die Nase ausblies.

„Ich habe nicht gern mit kleinlichen Menschen zu tun, Frank," sagte er. „Wie denken Sie statt Gründung einer Aktiengesellschaft mit einer Million über die ganz interne Bildung einer G. m. b. H. mit einem Stammkapital von 600 000 Mark? Die Beteiligung denke ich mir so: Uschner 150 000, Sie 50 000, mein Bruder 50 000 Mark, unser gemeinsamer Geschäftsfreund Ollendorf 50 000, ich 100 000, und dann suchen wir noch diverse kleine Beteiligungen mit zusammen 200 000. Mit 600 000 Mark kann ich die Sache für den Anfang auch machen. Falls die letzteren 200 000 nicht sofort bequem zu haben sind — ich betone s o f o r t ! — dann beginnen wir vorläufig mit 400 000 Mark. Eine Erhöhung wird in einem halben Jahr bei guter Rentabilität ein Spiel sein, und wir können uns die Freunde aussuchen, wie wir wollen, ohne gezwungen zu sein, mit Leuten à la Kommerzienrat Bergmann uns verbinden zu müssen. Über meine Ansprüche werden w i r , d. h. Uschner, Sie und ich uns spielend verständigen, denn von Ihnen beiden will ich ebenso wenig Nutzen haben wie Sie von mir."

„Auf meine 50 000 Mark können Sie rechnen," sagte Frank, „aber die Beteiligung von Uschner ist noch fraglich."

„Das kann ich mir denken," warf Bäcker ein, „da rechne ich aber auf Ihre Tüchtigkeit. Wenn Ihnen das Meisterstück gelingt, erhalten Sie von mir zur Belohnung 10 000 Mark, hier haben Sie einen Provisionsschein darüber. — Und noch eins. Sehen Sie sich für mich nach einem geeigneten Fabrikgrundstück um, und sorgen Sie dafür, wenn ein solches mit Anschlußgleis, was wohl kaum der Fall sein wird, nicht zu haben

ist, die Konzession zu einer Weiche zu erlangen. Ich werde mich Ihnen gegenüber natürlich erkenntlich zeigen. Sie wissen, daß ich nichts umsonst annehme."

Uschner war nicht so leicht zu gewinnen, es gab noch viel hin und wider, endlich sagte er zu. — Der Grundstückskauf gelang Frank leichter. Die Frage der Weichenkonzession aber war eine recht schwierige Aufgabe. Die Eisenbahnverwaltung machte aus strategischen Gründen wegen der Nähe der russischen Grenze Schwierigkeiten. Manfred wußte sich indessen mit dem Betriebsinspektor, der bei der Anlage der Weichen eine gewichtige, oft entscheidende Rolle zu spielen hatte, gut zu stellen, und als Adalbert Bäcker die Konzessionsurkunde in der Hand hielt, die für ihn einen sehr wertvollen Vermögenszuwachs bedeutete, reichte er Manfred dankbar die Hand. „Frank, auch das haben Sie gut gemacht!" —

„Nun möchte ich mit Ihnen noch einen provisorischen Vertrag abschließen für die Zeit, bis die Gesellschaft gegründet und ihren Geschäftsbetrieb aufgenommen hat. Ich errichte die Zentrale in Berlin, Sie richten hier die Fabrik ein, ich verlasse mich ganz auf Sie, denn Sie verstehen von Fabrikation mehr als ich. Nur einen einzigen technischen Wunsch habe ich, daß der automatische Wägeapparat in das Innere des Gebäudes hineinkommt. Die Expedition der Orders übernehmen Sie einstweilen alle von hier, bis noch andere, vielleicht drei bis vier weitere Fabriken in Schlesien, Sachsen und Hamburg errichtet sein werden."

Nun hatte Manfred Frank wieder einen hochstrebenden Geist wie Henius neben sich, der ihn mit fort-

riß. Nicht wie damals in höhere Regionen der Politik, sondern zu industrieller Entfaltung. Zuweilen kamen Manfred aber beunruhigende Gedanken. Wie! wenn Bäckers Pläne wie die von Henius zu hochfliegende wären, wenn in Bäckers Gehirn wie in Henius' unheilvoll wirkende Keime wucherten? wenn Bäcker sich auch einmal einbilden würde, ein Gott zu sein? Aber solche Bedenken wurden in Manfred ertötet, wenn er an seinen weisen, alles Kleinste bedenkenden Vater dachte. Denn dieser hatte an Henius und die Durchführbarkeit seiner Ideen nie geglaubt, aber von Adalbert Bäckers Plänen hielt er viel, wenn sie nur mit kaufmännischer Solidität ins Werk gesetzt und durchgeführt würden. Von führenden Menschen sagt man: „Ich glaube an ihn", oder „Ich vertraue ihm". Von Bäcker sagten Manfred und sein Vater beides.

Als die Gründung der Adalbert Bäcker G. m. b. H. am Orte bekannt wurde, steckte die Konkurrenz die Köpfe zusammen. Der eine sagte: „Ich verstehe den alten Frank nicht. Noch nie hat er sich bei einem andern Unternehmen beteiligt, nie hat er einen Teilhaber in sein Geschäft genommen. Selbst der Gründung der großen Zuckerfabrik, zu der man ihn aufgefordert hatte, ist er fern geblieben und hat die bedeutende Chance Selig Auerstrom überlassen. Und hier geht er Arm in Arm mit einem Adalbert Bäcker."

„Nun, er wird wissen, was er tut."

„Auch über Uschner muß ich staunen," sagte ein dritter, „sich mit 150 000 Mark zu beteiligen!"

„Kunststück, wenn Bäcker 100 000 hinlegt," warf ein anderer ein.

Siegfried Pniower aber lächelte: „Die Differenz

zwischen hunderttausend Mark und dem, was Adalbert Bäcker wirklich besitzt, möchte ich in meinem Vermögen haben!“ —

4.

Bäcker rechnete mit Frank ab. „Sind Sie damit einverstanden, wenn wir uns kurz auf eine Summe einigen? Ich schlage Ihnen zur Tilgung des Ihnen gegebenen Provisionsscheines, als Bonifikation für den Grundstückskauf, die Beschaffung der Weichenkonzession und aller Maschinen, als Entschädigung für die Verladungen, zur Tilgung aller für mich gemachten Auslagen, mit einem Worte zur völligen Glattstellung 30 000 Mark vor.“

„Ich bin damit zufrieden,“ sagte Manfred Frank.

„Ich kann Ihnen aber augenblicklich nicht bares Geld geben, Frank. Nehmen Sie drei Akzepte. Begeben Sie sie aber, bitte, nicht gleich, ich möchte sie erst in etwa vier bis fünf Monaten einlösen.“

Auch das sagte Manfred zu.

Adalbert Bäcker zog zu Glanz und Ruhm hinaus in die große Welt, die Brust mit kühnen Hoffnungen geschwellt. Manfred blieb im kleinen Ort, in winzigem, bescheidenem Wirkungskreise zurück. Wie neidvoll sah er dem Freunde nach. Aber hatte er vergessen, was ihm der Dichter schon wiederholt zugerufen? Bescheide dich!

Nur wenigen vorbehalten
Ward dieses Los! Hoch von der Menschheit Zinne
Ein neues Banner glorreich zu entfalten.
Tu' ab den Neid! Und hellen Blicks beginne
In deinem engern Kreise frisch zu schalten. — — —

Das wollte Manfred beherzigen. Es lag auf ihm etwas wie Resignation, aber er arbeitete für zwei. Es waren ja jetzt auch zwei Geschäfte, für die er tätig sein mußte, für die Firma H. A. Frank und die Zweigniederlassung Adalbert Bäcker G. m. b. H. Am Tage konnte er sich kaum Ruhe und Erholung gönnen, sein einziges Vergnügen war, sein Reitpferd zu besteigen und in frühester Morgenstunde am liebsten auf Landwegen, zwischen den Getreidefeldern in ruhigem Tempo dahinzutraben. Wenn die gelben Halme mit den schweren Ähren von leisen Winden im jungen Sommerglanze hin- und herschwankten, war es ihm, als ob sie, sich neigend, ihm einen Morgengruß zunickten. — Aber um 7 Uhr war er immer schon zurück, denn beim Schichtwechsel der Tag- und Nachtarbeiter wollte er zugegen sein. Er begrüßte die neu zur Arbeit Antretenden und verabschiedete die Heimgehenden mit einem herzlichen „Gott mit Euch!" Zwischen Arbeitgeber und -nehmer herrschte noch ein patriarchalisches Verhältnis.

Am Sonntag nachmittag wanderte Manfred meist allein durch die schattige Promenade nach dem hübschen Stadtpark. Dort versammelten sich beim Konzert der Stadtkapelle die Männer und die geputzten Frauen des Städtchens, und die Jugend ergötzte sich auf dem kleinen Gewässer mit Bootfahrten oder huldigte auf den wohlgepflegten Plätzen eifrig dem Krokettspiel. Bei einer der jugendlichen Gruppen blieb Manfred, das Schlagen und Rollen der Kugeln durch die Drahttore beobachtend, stehen. Ihm fiel ein junges Mädchen auf, das, eifrig dem Spiel hingegeben, ihre ganze Aufmerksamkeit nur diesem zuwandte, während die mitspielenden Freundinnen doch hin und wieder mal einen ko-

ketten Blick auf die männlichen Beobachter zu werfen nicht unterlassen konnten. Manfred hatte die Kleine noch nie gesehen oder wenigstens noch nie mit Bewußtsein erblickt. Kein Wunder! denn vor einigen Tagen war sie noch ein Schulmädchen gewesen. Heute freilich war sie schon eine kleine junge Dame. Es war eine rosige Blumenknospe, über die der ganze linde Hauch des Frühlings leise duftend zog. Ihre Wangen waren durch die Erregung gespannter Anteilnahme an dem Spiel, das sie so ernst wie vielleicht bisher ihre Schularbeiten zu nehmen schien, lieblich gerötet. Die Augen leuchteten in glückseligem Strahlen, wenn die Kugel sicher getroffen wurde, und sie mit kräftigem, weit ausholendem Schlage die gegnerische fortkrokettierte. Ihr langes, dunkles Haar war in zwei starke Zöpfe geflochten. Die sommerliche Kleidung, hell und geschmackvoll, erstrahlte in duftiger Frische. Manfred konnte den Blick nicht von ihr wenden.

5.

Das geistige Leben der Stadt konzentrierte sich in den beiden Logen, einer Freimaurer- und einer Odd-Fellow-Loge. Die Freimaurerloge arbeitete nach einem System, das die Aufnahme von Juden ausschloß. Die Loge der Odd fellows war tolerant, in ihr fanden Christen und Juden Aufnahme. Um die Logen und das, was in ihnen vorging, schwebte ein mysteriöses Dunkel. Es sollte in ihnen ganz geheimnisvoll zugehen. Was die Leute dort hinter verschlossenen Türen trieben, konnte man sich nicht vorstellen. Man munkelte, daß die Aufnahme eines neuen Mitgliedes etwas ganz Fürch-

terliches sei, daß der Novize in einen Sarg gelegt werde, mit Ketten in einen dunklen Keller geschleppt würde und andere Schauergeschichten mehr. Aber das konnte wohl alles nicht so schlimm sein, wenn man sich die ehrbaren Mitglieder der Loge, die Ärzte, Rechtsanwälte, Lehrer, Kaufleute und biederen Handwerker ansah. Manfred wußte, daß die Grundlage des Oddfellowtums die allgemeine Menschenliebe sei, daß es von seinen Mitgliedern nicht ein bestimmtes Religionsbekenntnis fordere, aber den Glauben an ein höheres Wesen als Schöpfer und Erhalter des Weltalls voraussetze. Man antwortete Manfred, als er fragte: „Was ist der Odd-Fellow-Orden?“:

„In seinen Heimstätten weilt der Geist des Wohlwollens und der Nächstenliebe, dort findet das von der Selbstsucht der Welt und von Schicksalsschlägen verwundete Herz den lindernden Balsam des Trostes, den jeder seiner Brüder zu spenden bereit ist.“

Dorthin zog es Manfred. In den Logentempeln können sich alle guten inneren Eigenschaften entfalten, alle Talente zur Geltung kommen. So war es auch mit Manfred Franks Gesang. Wenn den Neueintretenden, ehe sie „Licht und Freiheit“ empfanden, Manfreds Stimme mit den Klängen aus Mendelssohns Elias „So ihr mich von ganzem Herzen suchet, so will ich mich finden lassen“ an ihr lauschendes Ohr drang, erschloß sich allen Brüdern die Weihe wahrer, heiliger Kunst.

Aber neben der ernsten Arbeit in der Halle, in der die angebrachten mannigfachen Symbole zu tiefem Nachdenken und himmlischer Erhebung anregten, war auch das gesellschaftliche Leben in den profanen Räumen, in denen sich die Frauen und Töchter der Brüder

zu harmloser, familiärer Zerstreuung einfanden, reizvoll und erfrischend. —

Als Manfred einige Zeit, nachdem er Mitglied der Loge geworden war, die Gesellschaftsräume betrat, leuchtete ihm ein Stern entgegen. Es war dasselbe junge Mädchen, das er vor kurzem beim Krokettspiel beobachtet hatte. Sie hieß Rita, war die jüngste Tochter eines Bruders, der ihm bei seiner Einführung in die Loge angesichts einer Szene, die in ergreifendem Bilde die Nichtigkeit des menschlichen Daseins zur Anschauung brachte, eine in der Wiedergabe künstlerisch vollendete Anrede gehalten hatte. Manfred sah Rita „mit züchtigen verschämten Wangen" vor sich. Das war keine der Mädchen und Frauen, wie sie ihm bisher je im Leben begegnet waren. Die gleiche Seelenstimmung schlug schnell eine Brücke zwischen die beiden jungen Menschenkinder. Eine Heiligkeit der Empfindungen überstrahlte und verband die reinen, schneller schlagenden Herzen. Sie verstanden sich.

6.

Adalbert Bäcker war in Berlin. Die Gesellschafter hatten die von ihnen gezeichneten 300 000 Mark eingezahlt, er schwamm in Geld.

„Bäcker befindet sich in Rohbaustimmung," äußerte Manfred zu seiner Umgebung.

„In Rohbaustimmung? was soll das heißen?"

„Beobachten Sie einmal einen Bauherrn," erklärte Manfred, „in welcher gehobenen Stimmung er schwebt, wenn er einen Neubau errichtet. Von Tag zu Tag sieht

er befriedigt einen Fortschritt. Von Tag zu Tag wächst ersichtlich das Haus, schon wird die erste Balkenlage gelegt. Der Bankier, der die erste Hypothek erhalten wird, gibt einen Vorschuß. Des Bauherrn Kassenschrank ist gefüllt. — Die Maurer und Zimmerleute arbeiten flott, schon kommt die zweite Balkenlage, die dritte. Es gibt immer wieder Hypothekenvorschüsse. Oh, welche wonnigen Gefühle beim Bauherrn! — Der Rohbau ist beendet, das Haus ist „gerichtet". Auf seiner Spitze schwebt die bunte, blumige Krone mit lustig im Winde flatternden Bändern. Das gibt „Rohbaustimmung". Aber nun? das Haus steht im Rohbau da, aber ist es nur annähernd fertig? Oh nein, nun beginnt noch schwere Arbeit; Tischler, Schlosser, Töpfer, Glaser, Maler, Dachdecker erscheinen. Es geht langsam vorwärts, kaum ist ein merklicher Fortschritt zu erblicken, das Ende ist schwer zu berechnen. Das Geld wird knapp, es gibt keine Vorschüsse mehr, die Sorge zieht ein. Mit Beendigung des Rohbaues ist es auch mit der freudigen Rohbaustimmung zu Ende. In Rohbaustimmung befindet sich der Mensch im ersten Stadium eines jeglichen Unternehmens."

Bäcker war noch in Rohbaustimmung, noch war die Kasse bei ihm gefüllt. Die Büros wurden von ihm im Mittelpunkt des Berliner Verkehrs gemietet und elegant, aber auch praktisch eingerichtet. Er engagierte reichliches und erlesenes Personal, und die an die Gesellschafter herausgegebenen Geschäftsberichte konnten von recht befriedigender Entwicklung des Unternehmens Kunde geben. Manfred war hierüber beglückt. Die Hoffnungen, die ihm von Berlin winkten, waren auch notwendig, denn das der Firma H. A. Frank

zu Gunsten Bäckers entzogene Betriebskapital machte sich allmählich doch bemerkbar, und Manfred mußte seinen Kredit mehr denn je anspannen. — Zwar hatte er die Anteile der Adalbert Bäcker G. m. b. H. noch in Reserve und auch die Akzepte von Adalbert Bäcker noch im Portefeuille liegen. Beides wollte er aber zunächst nicht zu Geld machen.

Bäcker arbeitete mit Fiebereifer und errichtete noch drei Fabrikationsstätten. In den Zeitungen erschienen seitenlange Inserate. Ausstellungen wurden beschickt, das Geschäft nahm einen gewaltigen Aufschwung. Auch auf Manfred wirkte Bäckers Initiative befruchtend, er entwickelte sich immer mehr zu einem großzügigen Industriellen. Diese Zeit angestrengter körperlicher und geistiger Leistungen wurde sonnig umrahmt durch seine Liebe, Rita wurde ihm eine kluge, verständnisvolle, treue Freundin. Er sehnte sich danach, mit ihr ein eigenes Heim zu begründen. Aber sie hatte noch eine ältere, unverheiratete Schwester, und die Eltern hielten an der alten jüdischen Tradition fest, die jüngere nicht vor der älteren auszugeben. So mußte Manfred um Rita wie Jakob um Rahel länger werben. Aber endlich nahte der Freudentag. Die blonde, hübsche Ellen hatte sich verlobt, nun konnte Manfred als glücklicher Bräutigam auch seine geliebte Rita in die Arme schließen. Man kam überein, eine Doppelhochzeit zu feiern, aber der fromme Rabbi erklärte, daß das jüdische Gesetz dies nicht zulasse, es dürfen zwei Schwestern nicht an einem Tage unter den Trauhimmel treten. Gegen eine gemeinsame profane Hochzeitsfeier an ein und demselben Tage lägen allerdings keinerlei religiöse Bedenken vor, aber die Trauung unter der

Chuppa[1]) müsse an zwei verschiedenen Tagen stattfinden. Das ließ sich indessen, um dem Gesetz Genüge zu tun, einrichten, die Trauung der ältern Braut könne unmittelbar v o r der Abendandacht, die Trauung der jüngeren unmittelbar n a c h ihr, das bedeute nämlich schon den nächsten Tag, stattfinden, daran könne sich die gemeinsame Feier anschließen. Und so geschah es. Ellen wurde um vier, Rita um sechs Uhr getraut. Da die Trauungen, wie das damals dort üblich war, nicht in der Synagoge, sondern in profanen Räumen stattfanden, wurde zwischen den beiden religiösen Feiern, um die Zeit in einer gewissen Feierlichkeit auszufüllen, eine opulente Kaffeemahlzeit eingenommen.

Nun war Rita Frau Frank. — Das junge Paar richtete sich sehr bescheiden ein. Ihr Leben war von Anfang an ein Leben ständiger, rastloser Arbeit. — Bäcker sorgte durch seine häufigen telephonischen Anrufe und Telegramme schon dafür, daß Manfred und damit auch Rita nicht zur Ruhe kam.

Auf seinen kleinen Geschäftsreisen auf die Landgüter und in die benachbarten Städte wurde Manfred oft von Rita begleitet. Mit der Geliebten erschlossen sich ihm erst manche Schönheiten der heimatlichen Provinz, die der Liebeleere bisher unbeachtet gelassen hatte. In Fordon sahen sie den mächtigen breiten Weichselstrom mit dem auf dem gegenüberliegenden Ufer aus dem Grünen hervorlugenden schönen Schloß von Ostrometzko. Hier war Napoleon bei seinem Verderbensmarsch nach Rußland vorbeigezogen. Ein golddurchwirktes Gurtband, das eines seiner Pferde gerade

[1]) Trauhimmel.

vor dem Hause von Manfreds Großeltern verloren hatte, bewahrte die Ahne als eine für sie unschätzbare wertvolle Erinnerung. — Mit seiner Rita gingen Manfred erst die Augen für so vieles Schöne auf. So war es auch in Gnesen, der ältesten Stadt im polnischen Lande. Dort besichtigten sie die altertümliche Kathedrale, in welche Boleslaw Chobry die Gebeine des heiligen Adalbert gebracht hatte, wo sie in einem silbernen Sarkophag in der Mitte der Kirche auf hohem Piedestal beigesetzt wurden. Der alte Dom ist ein polnischer Nationaldom. Die Geschichte dieses Gotteshauses ist polnisch. Die zahlreichen, von polnischen Erzbischöfen errichteten herrlichen Kapellen, die das Schiff der Kirche umkränzen, die prächtigen, kostbaren, von polnischen Königinnen gestifteten Meßgewänder, die silbernen und goldenen Kruzifixe und Pokale, die kunstvollen Gemälde, vielfach Geschenke von polnischen Königen und Fürsten, erzählen die Geschichte vom alten Reiche, von dessen Auferstehung die Polen immer noch sehnsuchtsvoll träumten. Manfred und Rita hörten das Gemurmel einer Messe aus ferner Kapelle, das Brausen der Orgel, und sie dachten an Heinrich Heine. Vielleicht lehnten sie sich an denselben Pfeiler, an dem er gestanden hatte, als er die schöne kniende Polin betrachtete, von der er nicht wußte, ob ihr sehnsüchtiges „Ich bete dich an" ihm oder dem silbernen Heiligen galt. — —

Einmal fuhr Rita mit Manfred über die Grenze nach Rußland. Es war ein trübes, windiges Wetter, und Rita erschauerte in dem weiten, fremden Lande. Stürme vom Osten sind so rauh und eisig kalt! — — —

7.

Die Apparatebaufabrik Frank & Co. G. m. b. H. entwickelte sich gut. Die Sicherheitsvorrichtung nach Manfred Franks Patenten fand den Beifall der Behörden und Berufsgenossenschaften, und viele Gewerbeinspektoren empfahlen sie nicht nur, sondern ordneten sie ausdrücklich an. Der Geschäftsführer der Gesellschaft hatte aber noch eine Verbesserung erfunden und seine Konstruktion ohne Wissen Manfred Franks und der andern Gesellschafter auf seinen Namen zum Patent angemeldet. — Nachdem er das Patent erhalten hatte, bot er es der Gesellschaft zum Kauf an. Nun gehören zwar Erfindungen, die ein Angestellter im Dienste und infolge seiner Tätigkeit macht, der betreffenden Firma, der angestellte Erfinder hat sie ihr zu überlassen. Von diesem Rechte wollten die Gesellschafter aber keinen Gebrauch machen und unterhandelten mit ihrem Geschäftsführer wegen einer angemessenen Entschädigung. Der aber stellte unerschwingliche Forderungen, damit — was in seiner Absicht lag — eine Erwerbung des Patentes durch die Gesellschaft zur Unmöglichkeit gemacht wurde. Er plante für sich weitgehende, unlautere Machenschaften.

8.

Manfred Frank mußte die Bäckerschen Wechsel jetzt diskontieren, aber er erschrak heftig, als kurze Zeit nach dem Fälligkeitstage Uschner ihm in größter Erregung die Eröffnung machte, daß alle drei Wechsel mit Protest zurückgekommen seien, Frank müsse so-

fort für Deckung sorgen und die Papiere mit den darauf ruhenden Ricambiospesen bei ihm einlösen. Woher sollte Manfred plötzlich ganz unvorbereitet über 30 000 Mark verfügen? — Mit Gebäuden und Maschinen kann man keine protestierten Wechsel bezahlen, und durch Verkauf von Waren schnell Geld flüssig zu machen, erfordert auch seine Zeit und ist überdies kostspielig. Solche Situationen nutzen die Grossisten gerne aus, um dem Fabrikanten das Fell über die Ohren zu ziehen. Da war die gute Rita der rettende Engel. Ihre Mitgabe war noch unangetastet. Sie hob von ihrem Guthaben 30 000 Mark ab, und nach noch nicht vierundzwanzig Stunden waren die eingelösten Wechsel in Manfreds Händen.

Was war denn aber geschehen? warum hatte Adalbert Bäcker die Wechsel nicht honoriert? Das war ganz unverständlich, er war doch immer ein Mann der Ordnung gewesen. Es mußte auf einer, vielleicht durch eine Reise entstandenen irrtümlichen Disposition beruhen. Aber die Sache hing doch anders zusammen, als Manfred vermutete. Uschner bekam von dem Geschäftsführer der Adalbert Bäcker G. m. b. H. die Nachricht, daß das Geschäft zwar sehr gut gehe, daß die finanziellen Mittel aber nicht ausreichten, sie säßen fest. Uschner verlangte eine Aufstellung über das eingezahlte Gesellschaftskapital. Da stellte es sich heraus, daß Bäcker die von ihm gezeichneten 100 000 Mark nicht bar, sondern hauptsächlich durch Überweisung von Forderungen gedeckt hatte, die zum größten Teil noch nicht eingegangen waren. Die nicht erfolgte Bareinzahlung fehlte eben dem Geschäfte. Das machte sich stark fühlbar. Uschner verlangte, da die Gesell-

schaft bereits in Zahlungsstockung geraten war, zur Klärung der Situation die Konkursanmeldung. Manfred befürchtete für den Freund einen Skandal, er glaubte weiter an ihn und die Prosperität des Unternehmens, wenn der Geldmangel behoben sein würde; und mit dem Aufgebot seiner ganzen Überredungskunst versuchte er die drohende Konkursanmeldung abzuwenden.

„Herr Frank," sagte Uschner, „sind Sie sich dessen bewußt, daß bei Unterlassung des Konkurses die übrigen Gesellschafter den Fehlbetrag nach Verhältnis ihrer Geschäftsanteile aufzubringen haben? Daß Sie also sofort noch ca. 16 000 Mark nachzuzahlen hätten?"

„Ich weiß es," erwiderte Manfred, „ich bitte noch um eine kurze Bedenkfrist; ich möchte die Sache mit meinem Vater besprechen." —

9.

„Wenn der alte Herr Frank für die Nachzahlung von 100 000 Mark ist und seine Firma sich also mit weiteren 16 000 Mark beteiligt, um die Fortführung der Adalbert Bäcker G. m. b. H. zu ermöglichen, bin ich auch dafür," sagte Bankier Uschner, als Manfred von dem erfolgreichen Gespräch mit seinem Vater berichtet hatte. Ollendorf sagte auch zu, aber nur unter der Bedingung, daß Adalbert Bäcker die Geschäftsführung niederlegte. Auf Manfred machte es den Eindruck, daß Adalbert Bäcker dies garnicht so unerwünscht sei. Dieser war eine Natur von selbständiger Initiative, der keine Götter neben sich duldete. Er mußte frei schalten und walten können, wie er

wollte. Die vielen Geschäftsführer und Gesellschafter, die ihm in alles hineinreden konnten, hemmten den Flug seiner Gedanken und Pläne. Nachdem Manfred den guten Namen Bäckers gerettet hatte, würde der allein — davon war er überzeugt — sicherlich einen noch höheren Gipfel erklimmen. „Der Starke ist am mächtigsten allein". —

Adalbert Bäcker gründete eine neue Firma. Er machte bald wieder von sich und seinem Unternehmen reden. Es schien sich gut zu entwickeln; wie überrascht war Manfred aber, als er nach einiger Zeit einen Brief von Adalbert erhielt, in dem es hieß:

„Mut verloren, alles verloren,
Da wäre es besser, nicht geboren."

„Es ist das einzige, was ich noch besitze, den Mut, von vorne, ganz von vorne anzufangen, um zu versuchen, mich von neuem emporzuarbeiten, und die Hoffnung, daß es mir gelingen werde. — Mein letztes Unternehmen hat sich nicht bewährt, und ich liquidiere es. — Ich bin jetzt dabei, Stellung zu suchen und bitte Sie, mir bei Erlangung einer solchen behilflich zu sein." —

Wie klang das traurig, so überaus traurig! Wie sollte Manfred dem Freunde helfen? Von seiner Apparatefabrik her drohten beunruhigende Gewitter. Für eine geeignete Stellung wollte er sich natürlich interessieren, aber das war ihm nicht genug. Adalbert Bäcker würde sich bei seinem Fleiß, seiner Intelligenz, seinem Wagemut sicherlich wieder emporarbeiten, aber er durfte bei seinem Aufstieg nicht noch einmal zurückgeworfen werden! Das konnte indessen geschehen, wenn die im Portefeuille bei A. H. Frank liegenden Akzepte, die auf Adalbert Bäcker persönlich gezogen

waren, einmal geltend gemacht werden würden. Manfred ordnete eine Ausbuchung dieser Schuld an und nahm die Wechsel an sich. Er verschloß sie mit dem eben erhaltenen Brief Adalberts in einen Briefumschlag und übergab alles seiner Frau.

„Rita, als Ersatz für deine dem Geschäft geliehenen 30 000 Mark nimm dieses Dokument. Bewahre es gut! So lange ich lebe und gesund bin, wirst du nicht Not leiden, denn ich werde für dich arbeiten, aber sollten einmal finstere Tage kommen — und welcher Mensch kann mit Sicherheit sagen, daß sie ihm nie erscheinen werden? — dann gehe zu Adalbert Bäcker, gib ihm diesen Brief, und er wird dir helfen, wenn er kann. Und wenn er die Erfolge, die ich für ihn ahne, nicht erreichen sollte, so wird er dich jedenfalls nicht ungetröstet von sich gehen lassen und dir wenigstens einen Rat geben, denn er ist klug und gut."

Rita sah Manfred beunruhigt an.

„Es ist nichts, geliebtes Weib, es liegt wirklich kein Grund zu Angst und Unruhe vor. Es ist nur ein Schritt bedachter Fürsorge gegen möglicherweise eintretende Ereignisse, denn wir sind sterblich, und unsere Werke sind vergänglich."

10.

Fritz Maasner, der Geschäftsführer der Apparatefabrik Frank & Co. G. m. b. H., saß grübelnd da. „Es ist vortrefflich, daß die Gesellschafter mein Angebot zur Übernahme meines Patentes nicht angenommen haben. Jetzt muß mein Plan gelingen. In meinem Vertrage steht: „Bei vorzeitiger Auflösung der Gesellschaft erhält Fritz Maasner eine Entschädigungssumme

von 15 000 Mark". Wenn ich die Gesellschaft durch Konkursanmeldung zur Auflösung bringe, habe ich erst mal einen Anspruch auf dieses nette Sümmchen. Im Konkurse erwerbe ich dann die Fabrik zu einem Spottpreise, denn ohne mein Patent ist ihr Wert illusorisch. Meine Erfindung bedeutet ja eine wesentliche Verbesserung von Franks Apparat, und durch meinen ist er geschlagen. Wie aber den Konkurs ermöglichen? ich muß eine Überschuldung konstruieren. Meine Entschädigung von 15 000 Mark setze ich als Passivum in die Bilanz ein, und die Vorräte und Maschinen bewerte ich ganz niedrig, das kann man schon machen, dann sind die Voraussetzungen für die Eröffnung des Konkursverfahrens gegeben." —

Die Zeitungen meldeten den Konkurs von Frank & Co. G. m. b. H. Welche Sensation! Manfred erfuhr erst durch die öffentliche Anzeige von dem fürchterlichen Ereignis. Träumte oder wachte er? Hatte er sich wieder einmal mit einem Geisteskranken verbunden? Er hatte an Maasner zwar bisher keine Anzeichen eines Leidens wie bei Henius wahrgenommen, aber es gibt ja verschiedene Formen des Irrsinns. An etwas anderes als eine geistige Abnormität konnte und wollte Manfred zunächst nicht glauben.

Manfred fuhr sofort mit seinem Rechtsbeistand nach Berlin. Der Konkursverwalter hatte die Fabrik geschlossen, die Eingangstür zum Büro war versiegelt. Es blieb nur ein Weg: die Beschwerde und der Antrag um Aufhebung des Verfahrens. Diesem wurde in kurzer Zeit stattgegeben. In der Entscheidung des Gerichts hieß es: „Der Geschäftsführer hat die Konkurseröffnung beantragt, ohne daß die gesetzlichen Voraus-

setzungen dazu vorlagen, es fragt sich, ob er dies arglistigerweise und wider besseres Wissen getan hat, oder wenigstens schuldhafterweise. Die Ausführungen, die der Antragsteller zur Darlegung seines guten Glaubens machte, gehen fehl. Der Senat hat die Überzeugung gewonnen, daß der Eröffnungsantrag von dem Geschäftsführer gestellt worden ist, obgleich er wußte, daß dazu kein gesetzlicher Anlaß vorlag, er kann nur dolus erfolgt sein."

Der Konkurs wurde aufgehoben, aber ein unabsehbares Unglück war geschehen. In den Zeitungen war das Fallissement besprochen, es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß über die alte ehrwürdige Firma H. A. Frank der Konkurs verhängt worden sei. „Haben Sie schon gehört?", hieß es überall in den weiten Kreisen, die mit Frank irgendwie in Berührung standen, „Frank" — die Wohlwollenden sagten — „ist in Zahlungsschwierigkeiten geraten", die Neider und Mißgünstigen: „Frank ist pleite."

11.

Bei einer vornehmen Abendgesellschaft in der luxuriösen Grunewaldvilla des Versicherungsdirektors Herbert Rosen fiel eine junge, schöne Frau nicht nur durch ihre äußere Erscheinung, sondern auch ihr liebenswürdiges Wesen und den Charme ihrer regen, geistreichen Unterhaltungsgabe auf. Es war die Kunsthistorikerin Dr. Edith Wiener, die nach ihrer Trennung von Norbert Falkson wieder ihren Mädchennamen angenommen hatte. Edith empfand, da sie nun auf sich allein angewiesen war, tief den Segen eines abgeschlos-

senen akademischen Studiums, mit Genugtuung und Dankbarkeit für ihre Eltern, die ihr die jahrelange Ausbildung ermöglicht hatten, aber auch mit stolzer Befriedigung über ihre eigene Energie und ihren Fleiß. Ihre umfangreiche Dissertation über „Francesco Livi und die Fenster der Frauenkirche in Lübeck und des Doms zu Florenz", die als eine reich illustrierte Broschüre im Buchhandel erschienen war, hatte die Beachtung der Fachgenossen erregt, und so wurde es ihr leicht, eine gut bezahlte Stellung in einem Berliner Kunstverlag zu erhalten. Auch durch Mitarbeit an Zeitschriften verdiente sie noch nebenbei, so daß sie materiell unabhängig war. Ihr näherer Verkehr mit Männern beschränkte sich auf ihre Freundschaft mit Dr. Stolter, der sich bereits einen im Kreise der Geologen sehr geachteten Namen erworben hatte. Aber er war ein armer Gelehrter, der Ediths nun mal in ihrer Natur liegende Neigung zu eleganten Toiletten, feinen Parfüms, Theaterbesuchen, Soupers, Reisen, Autofahrten usw. natürlich in keiner Weise Rechnung tragen konnte. Eine Dampferfahrt über den Wannsee nach Potsdam war für ihn schon eine Extravaganz. — Der Luxus, den sie bei Rosens antraf, war etwas für Ediths Herz. —

Der musikalische Teil der Abendunterhaltung war eben beendet, man setzte sich an die blumengeschmückte, mit feinstem Porzellan und Kristall gedeckte Tafel. Edith wurde von einem schönen eleganten Herrn, einem Industriellen, zu Tisch geführt, um den der Nimbus des Reichtums schwebte. Er konnte lebhaft und interessant von seinen weiten Reisen erzählen, von seinen persönlichen Beziehungen und geschäftlichen

Unternehmungen. Aber die Tore der Kunst und Literatur schienen ihm verschlossen.

„Von Reklame halten Sie also so viel?“ hatte Edith bemerkt.

„Alles, alles. Wo man trommelt, sammeln sich die Massen. Was nützen alle unbekannten Leistungen? man kann das vorzüglichste Produkt herstellen, wer soll es kaufen, wenn nicht bekannt ist, daß es vorhanden ist, und wo man es erhalten kann!“

„Wir sprachen aber eben von Kunst und Literatur.“

„Auch da muß man die Reklametrommel rühren, meine Gnädigste. Was wird zum Beispiel aus all' den schönen Stimmen der Kunstnovizen mit ihrer guten Ausbildung, ihrem vortrefflichen Vortrag? Ein oder zwei armselige Konzerte werden gegeben, zu denen die Verwandtschaft und der engere Freundeskreis sich einfinden. An der öffentlichen Gesellschaft gehen diese kleinen, ohne genügende Reklame inszenierten Veranstaltungen unbeachtet vorüber. Solche Anfängerkonzerte erscheinen mir immer wie Begräbnisse, die mit Rührung, Tränen, reichlichen Kranz- und Blumenspenden verlaufen. Die Sänger und Sängerinnen, die sie veranstalten, sind für die Welt tot, ehe sie zu leben begonnen haben. Große Inserate in den Tageszeitungen, Plakate an den Säulen und auf den Bahnsteigen, Prospekte, Reklamenotizen, Gewinnung der Rezensenten, Reklame, immer wieder Reklame und noch einmal Reklame! Das allein führt zur Anerkennung und Berühmtheit, vorausgesetzt natürlich, daß das Gebotene auch gut ist.“

„Und Sie glauben, daß das wahre Talent sich nicht auch ohne Reklame durchsetzen kann?“

„Niemals. Um den Ruhm muß man kämpfen, Kampf fördert. Ich wenigstens bin eine Kampfnatur und habe mit diesen Anschauungen bisher keinen Krebsgang gemacht. Auch wenn man angegriffen wird, darf man nie bescheiden sein, sondern muß derb loshauen; der Hieb ist die beste Verteidigung."

Er stieß mit Edith Wiener an: „Auf gute Freundschaft, meine Gnädigste, hoch Kampf und Reklame, aber auch Sekt und Austern, Pommery und englische Natives!"

Edith gefiel der Mann, und nachdem der Tanz beendet und in vorgerückter Stunde noch der Mokka eingenommen war, ließ sie sich von ihm in seinem Auto nach Hause geleiten. — Es war Adalbert Bäcker.

12.

Der, wenn auch inzwischen aufgehobene, Konkurs der Apparatefabrik Frank & Co. in Berlin hatte für die Firma H. A. Frank schwerwiegende Folgen. Wenn auch Manfred, wo immer er konnte, aufzuklären versuchte, daß der Berliner Konkurs der Schurkenstreich eines ungetreuen Geschäftsführers oder die Tat eines Wahnsinnigen gewesen war, und daß es sich für ihn und seine alte Provinzfirma nur um einen verhältnismäßig kleinen materiellen Verlust, nämlich die Einbuße seiner einige tausend Mark betragenden Anteile an der Gesellschaft mit beschränkter Haftung handelte, die Geschäftswelt urteilte anders. Das Vertrauen zu Manfreds Firma war stark erschüttert, und man überlegte es sich, ihr noch weiter größere Kredite zu geben. Da erwuchsen Manfred mit den Gelddispositionen oft Schwierigkeiten, die er bisher nie gekannt hatte. —

Einmal saß er, den Kopf auf den Arm gestützt, an seinem Schreibtisch sinnend und rechnend da. Er hatte auf einem Zettelchen auf die linke Seite die am nächsten Tage fälligen Zahlungen geschrieben, rechts die zu erwartenden Eingänge, — als plötzlich wie schon so oft der ihm befreundete Lukowicz in das kleine Privatkontor eintrat.

„Panie Frank, Sie sitzen ja so sorgenvoll da, was ist Ihnen?"

„Ich bin auch voller Sorgen, Herr Leutnant," erwiderte Manfred traurig. „Das verbrecherische Attentat Maasners hat mich um meinen Kredit gebracht. Denken Sie sich, selbst Moritz Uschner, dessen Großvater schon der Bankier und Freund meines Vaters war, zieht sich zurück. Heute hat er mir sogar die Bevorschussung eines Konnossements[1]) abgelehnt, und im Augenblick weiß ich noch nicht, wie ich morgen meine Akzepte einlösen soll."

„Wieviel brauchen Sie denn?" fragte Lukowicz teilnahmsvoll.

„Ich erwarte heute noch eine größere Überweisung, wenn diese eingeht, würden mir immer noch etwa 2000 Mark fehlen."

„Frank, Sie wissen, daß ich Ihnen freundschaftlich zugetan bin und viel von Ihnen halte. Wollen Sie mir vertrauensvoll Ihre Bilanz zeigen?"

„Ihnen, Herr Leutnant, mit der gleichen Offenheit wie einem Bruder."

Manfred übergab seine erst vor einigen Tagen fertiggestellte Monatsbilanz. Lukowicz sah sie mit Verständnis durch, denn auf seinem umfangreichen Besitztum

[1]) Ein auf Waren ausgestelltes Wertpapier (Seefrachtbrief).

hatte er einen Rentmeister angestellt, der die Bücher kaufmännisch führte und regelmäßig Bilanzen zog, und er verstand es wohl, sie zu lesen und richtig abzuschätzen. — Manfred hatte bei der letzten Aufstellung sehr große Abschreibungen vorgenommen. Die Anteile an der Fahrstuhlfabrik waren wertlos geworden; die ca. 65 000 Mark Beteiligung bei der Adalbert Bäcker G. m. b. H. hatte er auf zweifelhaftes Konto umgebucht, die Forderung an Adalbert Bäcker persönlich war vollständig abgeschrieben. Die Warenvorräte hatte er zum Tagespreis eingesetzt, auf die Grundstücke sehr erhebliche Abschreibungen gemacht. Die Aktivseite war zwar immerhin noch etwas höher als die Passivseite, aber das Kapitalkonto war doch erheblich zusammengeschrumpft. Manfred war kein vermögender Mann mehr, und die Zahlungsfähigkeit seiner Firma war wegen der unverhältnismäßigen Höhe der Immobilien gegenüber dem baren Betriebskapital gering geworden.

Nachdem Lukowicz eine Weile die Zahlen betrachtet hatte und über die einzelnen Positionen ersichtlich nachsann, rief er mit einem Mal aus: „Frank, sind Sie des Teufels, Ihre Bilanz ist ja falsch!“ —

Manfred sah betroffen auf und entgegnete ruhig: „Ich glaube nicht, Herr von Lukowicz, inwiefern erscheint Ihnen die Aufstellung falsch? ich habe sie — —“

„Menschenskind,“ fiel ihm Lukowicz ins Wort, „Sie haben ja die Grundstücke viel zu niedrig eingesetzt, das sieht ein Blinder. Hier zum Beispiel das Grundstück draußen, dieses wertvolle Stück Land an dem schiffbaren Flusse, taxieren Sie auf einen Wert von 10 000 Mark, ha ha ha! das ist ja geradezu lächerlich. Das Doppelte ist noch zu niedrig. Die Villa Ihres Herrn

Vaters setzen Sie mit 50 000 Mark ein. Na, hören Sie, das ist mir eine schöne Bilanz! Das Warenkonto kann ich nicht beurteilen, aber wenn Sie nur das Grundstückskonto richtig stellen, sind Sie um wenigstens 100 000 Mark reicher." Und er fügte hinzu: „Sie machen sich künstlich ärmer."

Manfred warf ein: „Herr von Lukowicz, Sie denken noch an bessere Zeiten, aber seitdem die hiesige große Maschinenindustrie durch den Krach der Berliner Grundstücksbank vernichtet worden ist, Hunderte von Arbeitern brotlos geworden sind und all diese schönen, großen Fabrikgebäude leer stehen, sind unsere Grundstücke entwertet. Was nützen die ideellen Werte, wenn wir sie bei einem Verkaufe nicht tatsächlich erzielen? Wer kauft hier heute solche Liegenschaften? Im Jenseits bekommt man für einen Groschen einen Ochsen, sagt ein jüdisches Sprichwort. Im Jenseits aber gibt es keine Reflektanten auf Ochsen und hier bei uns auch keine auf Grundstücke. Ja, wenn diese in West- oder Mitteldeutschland, nicht in unserm elenden Osten lägen, dann wäre ich wohl ein Millionär."

„Panie Frank, Panie Frank, Sie sehen zu schwarz. Das ist bei uns eine vorübergehende Krisis, die überwunden werden muß, und der Aufschwung wird sicher wieder kommen."

„Herr von Lukowicz, ich will Ihnen offen sagen, daß ich in schlaflosen Nächten schon in Erwägung gezogen habe, ob ich mit Rücksicht auf den mir entzogenen Kredit mich nicht meinen Gläubigern offenbaren müsse, damit diese vor etwaigen Verlusten bewahrt bleiben, denn — —"

Lukowicz unterbrach ihn. „Das wäre bei dieser

Situation ja strafbar lächerlich, Sie sind nicht hinter sich. Ich will Ihnen mal etwas Interessantes aus einer Schrift vorlesen, die ich mir neulich besorgt und zufällig bei mir habe. Hören Sie gut zu!" Er blätterte in dem Heft hin und her, vom Anfang zum Ende, vom Ende zum Anfang; endlich fand er die Stelle und las:

„Die Fabrik warf nur noch geringe Überschüsse ab, in einzelnen Jahren ergaben sich sogar erhebliche Verluste. Zu der allgemeinen Wirkung des wirtschaftlichen Umschwungs kamen hier noch besondere Umstände, um die Lage der Firma äußerst schwierig zu gestalten. Der Rückschlag traf die Fabrik zu einer Zeit, wo die finanzielle Grundlage völlig unzureichend war. Die bedeutende Ausdehnung der einzelnen Betriebe hatte ungeheure Mittel festgelegt, in den Erträgnissen der Fabrik konnten diese Ausgaben nur zu einem kleinen Teil Deckung finden. Es war nötig gewesen, in starkem Maße Kredit in Anspruch zu nehmen."

Manfred horchte interessiert, Lukowicz las weiter:

„Der Bank- und Wechselkredit der Firma war auf das äußerste angespannt, als die Krise hereinbrach und die Aussichten auf gute Erträgnisse der Fabrik vernichtete. Das allgemeine Vertrauen war aufs tiefste erschüttert, das Kapital zog sich scheu zurück; es versagten plötzlich die bisherigen Hilfsquellen, und die Situation war äußerst gefährdet. In dieser Not blieb nichts übrig, als gegen Verpfändung der Fabrik eine große Anleihe aufzunehmen, um den dringendsten Verpflichtungen gerecht zu werden. Aber der Kapitalmarkt war nicht mehr willig, und was kurz vorher leicht möglich gewesen wäre, das gelang jetzt nur noch mühsam und unter schweren Opfern. Die Bilanzen aus

jener Zeit ergeben, daß auch nach dem Abschluß der Anleihe die finanzielle Lage für die Fabrik immer noch bedenklich war."

„Das klingt ja so, als ob es auf mich gemünzt wäre," sagte Manfred.

„Nicht auf Sie, Frank. Wissen Sie, wo das steht? in der Festschrift zum hundertjährigen Bestehen der Firma Alfred Krupp auf Seite 222. Was wäre geschehen, wenn Krupp zur unrechten Zeit die Büchse ins Korn geworfen hätte? Frank, Ihnen fehlt nur Betriebskapital. Hören Sie! ich bin heute in der Stadt, um 25 000 Mark, die ich disponibel habe, irgendwie und wo anzulegen. Ich gebe sie Ihnen in Depot. Mit einer Verzinsung von einem Prozent über Bankdiskont bin ich zufrieden. Außerdem — ich bin bei der Reichsbank akkreditiert — will ich Ihnen Ihre Dreimonatsakzepte in Höhe von 30 000 Mark, die wieder prolongiert werden können, diskontieren. Sie haben dann 55 000 Mark zum Betriebe in Händen. Ferner brauchen Sie mir das Getreide, das ich Ihnen von meinen Gütern liefere, immer erst vier Wochen nach Abnahme zu bezahlen. Sie werden sehen, auf diese Weise wird es wieder gehen."

„Und welche Sicherheiten verlangen Sie, Herr von Lukowicz?" fragte Manfred.

„Sicherheiten! Was brauche ich bei Ihnen Sicherheiten? Sie persönlich bieten mir Sicherheit genug." —

Manfred traute seinen Ohren kaum, er brach vor Rührung und Dankbarkeit fast zusammen. Der Überglückliche richtete seine Blicke zum Himmel und betete: „Gepriesen seist du, Ewiger, unser Gott, Herr der Welt, der du aufrichtest die Gebeugten!"

13.

Auch Adalbert Bäcker hatte das Glück, eine ziemlich erhebliche finanzielle Unterstützung durch einen Geschäftsfreund zu erhalten. Er konnte seinem großzügigen Unternehmungsgeist und Wagemut wieder die Zügel schießen lassen und befand sich wieder einmal in „Rohbaustimmung". Inserate, Prospekte, Kataloge trugen den Namen seiner neuen Firma durch ganz Deutschland. Sein Geschäft prosperierte, und er kargte nicht, sein Licht leuchten zu lassen. Aber reich oder auch nur wohlhabend, wie es bei Uneingeweihten den Anschein erweckte, war er durchaus nicht, das war für Manfred unzweifelhaft. Denn wenn es Adalbert möglich gewesen wäre, hätte er ihm ganz sicher die 30 000 Mark, die er noch immer schuldete, abgegeben oder wenigstens mit allmählichen Abzahlungen begonnen. Adalbert Bäcker war ein Muster kaufmännischer Korrektheit und hatte ein fabelhaftes Gedächtnis, das ihn nie im Stiche ließ. Er war außerdem eine so ehrliche, anständige Natur, daß die Unterlassung für Manfred ein untrüglicher Beweis dafür war, daß Bäcker zur Zahlung nicht in der Lage war. — In seinen Sorgen hatte Manfred öfter daran gedacht, Adalbert an seine Schuld zu erinnern. Wie gut hätte er das Geld jetzt im Geschäft gebrauchen können. Aber Manfred befürchtete dann immer wieder die Zwecklosigkeit einer solchen Mahnung, auch war er kein Freund unnötiger Worte, die nicht einen sicheren Erfolg versprachen, da schwieg er lieber und ließ Adalbert ungestört sich weiter entfalten. Dieser arbeitete mit dem ihm eigenen Feuer-

eifer an seinen neuen Projekten, aber er lebte auch seinen gewohnten, luxuriösen Neigungen, an denen er die nach dieser Richtung hin gleichgerichtete Frau Dr. Edith Wiener in großzügiger Weise teilnehmen ließ. Theater- und Konzertbesuche wechselten mit üppigen Austern- und Sekt-Soupers. Adalbert war auch ein passionierter Jäger und hatte in der Nähe von Berlin ein Jagdgelände gepachtet. Edith begleitete ihn bei diesen Weekend-Exkursionen gern, und in dem weinumlaubten, einsamen Landhäuschen verlebten beide manch glückliche Stunden. — Was ihr Adalbert nicht gewähren konnte, das fand Edith bei dem tiefgelehrten Dr. Stolter, und für das, was dieser arme Gelehrte ihr versagen mußte, entschädigte sie der elegante, splendide Adalbert Bäcker. — Beide Männer empfanden für die schöne, kluge, begehrenswerte Frau eine leidenschaftliche Liebe. Beide wollten sie ganz besitzen, sie brauchte nur zu wählen. Das Herz zog sie zu Stolter, dem sie sich geistig verwandt fühlte, ihre Sehnsucht nach einem üppigen Wohlleben zu Bäcker. Aber es war noch ein drittes, was sie in ihren inneren Entscheidungskämpfen aufwühlte, das war ihr schöner Beruf, die Unabhängigkeit und Freiheit.

14.

Die finanzielle Unterstützung seitens des Herrn von Lukowicz wurde für Manfred ein Ersatz der seiner Firma entzogenen Kredite. Er hatte wieder einen ruhigen Kopf und konnte endlich an einen Plan herantreten, an dessen Ausführung er bisher durch den eingetretenen Kapitalmangel gehindert gewesen war. Es

handelte sich um die Einführung eines verbesserten Verfahrens in seiner bisherigen Fabrikation, auf die eine österreichische Firma ein Patent besaß. Er fuhr nach Wien, machte dort Versuche, und diese fielen so glänzend aus, daß die Aufstellung einiger der neuen Apparate den bisherigen Betriebsgewinn erheblich steigern mußte. Manfred bestellte die Anlage.

Sie brachte ihm mehr als die erwarteten Gewinne. Der Überschuß des ersten Vierteljahrs war fast so groß, wie ein früherer normaler Jahresgewinn. Mit gutem Gewissen konnte er jetzt auch Kapitalien von Verwandten und Freunden in seinem Geschäft arbeiten lassen, denn nach menschlicher Voraussicht war in wenigen Jahren mit Sicherheit die Erlangung eines großen Vermögens zu erwarten. Da aber schwanden plötzlich alle Berechnungen und Hoffnungen hin, das Schicksal griff vernichtend ein. — — Wie sang doch Bernhard Endrulat:

> ... Bald ist der holde Wahn entschwunden;
> Du siehst das Bild, das dich geneckt, zergehen,
> Mußt tief in Talesdämmerung traurig stehen
> Und fühlst den Fuß, der aufwärts will, gebunden —

15.

Das Leben gleicht einer Pilgerwanderung durch ein Gebirge, doch nicht durch ein liebliches Mittelgebirge mit plätschernden Bächlein, blumigen Wiesen und ruhigen Tälern, oh nein! einer Wanderung über rauhe Felswände, unheimlich grinsende Gletscherspalten, tosende Wasserfälle; einem gefahrvollen Klettern, vorbei an schwindeltiefen Abgründen. Mühsam, schweratmend,

mit Herzklopfen hinauf, einen Schritt vorwärts, dann wieder ein Gleiten hinab. Und ist die ersehnte Höhe endlich erreicht, und geht es dann mit erleichterten Schritten aufatmend hinunter ins liebliche Tal, dann — dann — — dann steht wieder ein neuer Bergriese vor dem eben erst zur Ruhe gekommenen Wanderer. Und wieder geht es aufs neue hinauf, zu neuen Gefahren und neuen Anspannungen. Das Ende der überstandenen Angst ist stets nur der Anfang neuer Ängste, die überwundene Schwierigkeit der Beginn neuer Sorgen. Hie und da bietet ein beglückender Aussichtspunkt die Wonnen eines kurzen Genusses. Diese Gefühle soll man, einen Augenblick rastend, in inniger Frömmigkeit dankbar empfinden, denn vor dem Endziel ragen immer wieder neue Ungetüme empor, die mit bangendem Herzen überwunden werden müssen. — —

Bei Manfreds Vater war vor etwa zwanzig Jahren Leo Rothstein als Lehrling eingetreten, ein hübscher, intelligenter, guter Junge, der aus einem russischen Grenzstädtchen stammte, wo sein braver Vater einen kleinen Handel betrieb. Leo Rothstein hatte mit Manfred dasselbe Gymnasium besucht. Er hatte sich zu einem fleißigen, tüchtigen Kaufmann entwickelt, wurde nach beendeter Lehrzeit Kommis, dann Buchhalter, Reisender und schließlich Kassierer bei H. A. Frank. — In die niedliche Buchhalterin Franziska, die einer angesehenen, aber verarmten Familie der Stadt entstammte, verliebte sich Leo, und sie wurden ein Paar. Damals konnte der junge Kaufmann sein zwanzigjähriges Dienstjubiläum bei der Firma H. A. Frank feiern. Er hatte sich ein kleines Vermögen zusammengespart und beschloß, sich in Warschau selbständig zu machen

und mit der Firma seines Lehrherrn, für die er eine abgöttische Verehrung hegte, in eine innige Geschäftsverbindung zu treten. Für die Firma H. A. Frank war es recht wertvoll, einen zuverlässigen Vertreter ihrer Interessen in Rußland zu haben. So wurde Leo Rothstein ein Diskontkredit von 40 000 Mark seitens Frank eingeräumt. Der Geschäftsverkehr wickelte sich mehrere Jahre hindurch reibungslos und korrekt ab. Leo hatte die soliden Grundsätze seiner Lehrfirma in zwanzigjähriger Übung gründlich kennen gelernt. Mit seiner geliebten Franziska lebte er in glücklichster Ehe. Man kann sich Manfreds Erschütterung denken, als eines Tages wie ein Blitz aus heiterm Himmel von einem Geschäftsfreunde aus Warschau ein Telegramm eintraf: „Leo Rothstein in geistiger Umnachtung Frau und sich erschossen." — — — Stürme! — „In geistiger Umnachtung", durchfuhr es Manfred. „Verfolgt mich Henius' Geist mein Leben lang?" Tief trauerte er um den früheren Mitschüler, den kaufmännischen Kollegen, den Geschäftsfreund und um die gute Franziska, der er immer noch sehr zugetan war. An nichts anderes dachte Manfred im ersten Augenblick. Daß diese Tragödie für ihn auch noch die einschneidendsten Folgen haben würde, ja sein ganzes Lebensschicksal umgestalten sollte, darauf kam er garnicht.

Leo Rothstein, der solide, bescheidene, zuverlässige, hatte sich in wildeste Zuckerspekulationen eingelassen, die katastrophal ausliefen; er verlor nicht nur sein ganzes Vermögen, sondern war überdies wahnsinnige Engagements eingegangen. Über seinen Nachlaß wurde der Konkurs verhängt. Die Schuldenlast war erdrückend, auf etwa 40 000 Mark seiner Akzepte und

Wechsel stand als Aussteller oder Girant H. A. Frank. Noch glaubte Manfred diesen Schlag überwinden zu können, denn die Fälligkeitstage der Wechsel verteilten sich auf drei Monate. Die sämtlich bei seiner Firma domizilierten Papiere, so glaubte er, würden ja nur allmählich vorkommen, und wenn der neuerliche große Verlust auch schmerzlich, sehr schmerzlich war, verhängnisvoll konnte er nicht werden, denn in einem halben Jahre war er bestimmt schon durch die neueingeführte Fabrikationsmethode allein wieder ausgeglichen.

Aber es kam anders. Die 40 000 Mark Wechsel wurden Schlag auf Schlag präsentiert, ehe die Fälligkeitsdaten herangekommen waren. Die ersten löste Manfred noch ein, dann wurde die Kasse schließlich leer. Rita, die einmal ausgeholfen hatte, war jetzt nicht mehr dazu in der Lage. Wechselprotest auf Wechselprotest erfolgte, und Manfred mußte sich an seine Gläubiger wenden. Er schlug ihnen vor, alles, was er besaß, als Eigentum zu übernehmen und ihn mit einem kleinen Monatsgehalt anzustellen. Er wollte für seine Gläubiger arbeiten, bis sie wieder zu ihrem Gelde gekommen wären. Er legte ein Projekt zur Umwandlung des lebhaften Fabrikgeschäfts in eine Aktiengesellschaft vor, die Gläubiger sollten die Aktien im Verhältnis zu ihren Forderungen unter sich verteilen. In einigen Jahren würde jeder so zu seinem Gelde kommen. Der größte Teil der Geschäftsfreunde stimmte diesem Vorschlage auch bereitwillig zu. Es gab aber einige Außenstehende — Hyänen des Schlachtfeldes — die Forderungen billig aufkauften, um einen großen Schlag auszuführen. Diese gingen ihre eigenen Wege.

brachten Manfreds ehrliche Pläne zu Falle und beantragten den Konkurs zum Schaden der übrigen treu gesinnten Gläubiger. Ein Zwangsvergleich scheiterte. Die Gläubiger bewerteten jetzt die zahlreichen Grundstücke nicht wie damals Lukowicz, sondern noch wesentlich niedriger als sie der vorsichtige Manfred in seine Bilanz eingesetzt hatte.

Manfred, ein armer, gebrochener Mann, ging mit seiner treuen Rita und seinen beiden Kindern von Haus und Herd, ohne aus dem Schiffbruch etwas retten zu können. Nur ein Glücksgefühl durchstrahlte sein Herz, daß sein vor wenigen Wochen beweint und verehrt zu Grabe getragener greiser Vater diesen Zusammenbruch nicht erlebt hatte.

DRITTER ABSCHNITT.

1.

Manfred ging zum zweiten Mal nach Berlin, aber wie anders als damals, wo er als wohlhabender Jüngling mit den anerkennenden Rezensionen seines soeben veröffentlichten Gedichtbuches dem literarischen Berlin hoffnungsvoll entgegengejauchzt hatte. Jetzt zog er, ein versorgter Mann, gedrückt und einsam ein. Rita, die ihr Schicksal in Liebe und Treue trug, fand mit den Kindern zunächst bei liebenden Verwandten in einer kleinen Provinzstadt ein Unterkommen. Aber so arm und elend Manfred auch war, hoffnungslos war er nicht, oh, er war noch jung und kräftig genug. Er wollte arbeiten, nicht nur für sich und seine Lieben, auch für seine Freunde, die im Vertrauen auf ihn ihr Geld hingegeben hatten. Ach, er hatte trotz allem Leid das Gefühl, daß er früher oder später doch emporkommen und den Namen Frank wieder zu Ehren bringen würde. Aber er wollte es allein aus eigener Kraft tun und seine Verwandten und Freunde, die schon so große Opfer für ihn gebracht hatten, unter keinen Umständen zum Aufbau einer neuen Existenz mit Geld in Anspruch nehmen. Ja, es mußte auch so gehen.

Er mietete sich im vierten Stock eines Miethauses in der Nähe des Halleschen Tores ein kleines Zimmerchen. Die Stube war öde und schmucklos und enthielt an Meublement nur das allernotwendigste. Die Wände waren kahl, die Eintönigkeit wurde nicht einmal durch ein billiges Öldruckbild oder einen Holzschnitt unterbrochen.

„Na, hoffentlich werde ich in dieser traurigen Junggesellenbude nicht lange zu hausen brauchen," murmelte Manfred vor sich hin. „Jetzt sofort los und an die Arbeit!"

Er suchte seinen Vetter, den Versicherungsdirektor Herbert Rosen auf, der ihm, sobald er von der Konkurseröffnung erfuhr, sofort einen Brief unter dem Rubrum „Betrifft Konkurse" geschrieben hatte, mit dem Anheimstellen, sich an ihn zu wenden, da er ihm einen guten Vorschlag machen könne. Sein Büro war in der Friedrichstraße. Am Eingang stand ein großer, stattlicher, gallonierter Portier, bei dem man sich erst melden mußte. Manfred stieg die marmornen, mit dicken, roten Läufern belegten, breiten Treppenstufen empor; er glaubte sich in einem fürstlichen Palais zu befinden. Wie? das waren die Geschäftsräume seines Vetters? Das hatte Manfred nicht ahnen können, daß dieser es so weit gebracht hatte.

Herbert Rosen thronte in seinem Sessel am Schreibtisch wie ein Fürst. Solche Privatbüros hatten selbst die Direktoren großer Werke nicht. An die bescheidene Einrichtung seines früheren Fabrikkontors durfte Manfred schon garnicht denken, und doch, wie glücklich wäre er, wenn er in dem kleinen, durch alte Traditionen geheiligten Raume heute noch arbeiten könnte!

dort, wo er der Herr war und das große Porträt seines Vaters, des Gründers der Firma, ihn stets mahnend und liebevoll, streng und zugleich freundlich angeblickt hatte. —

Direktor Rosen, wohlbeleibt, rotwangig, mit blitzenden Geschäftsaugen, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, empfing Manfred sehr freundlich und verwandtschaftlich. Er tat so, als ob die Liebe zwischen ihnen beiden stets und ununterbrochen überaus groß gewesen wäre und er es sich jetzt zur Lebensaufgabe gesetzt hätte, Manfred und seine Frau glücklich zu machen. Tatsächlich bestand zwischen den Familien Rosen und Frank seit Jahrzehnten gar keine Verbindung. Der Betreff-Vermerk oben auf der linken Seite des Briefbogens war verdächtig. In dem Büro des Versicherungsdirektors Rosen wurden mit peinlicher Sorgfalt alle Zeitungen daraufhin studiert, wo sich gescheiterte Existenzen ermitteln ließen, denn diese waren als Versicherungsagenten begehrte Objekte. Daß sich Rosen jetzt plötzlich Manfreds erinnerte, war durchaus kein Zeichen besonderen Wohlwollens und verwandtschaftlicher Zuneigung, sondern nichts weiter als eine „organisatorische" Tat. In diesem Augenblick war sich Manfred dessen allerdings noch nicht bewußt, erst später ging ihm ein Licht auf.

Als Rosen ihm so freundlich entgegenkam, empfand er ein Gefühl des Glücks und der Befreiuung, zum ersten Male nach den trüben, traurigen letzten Wochen seit der Konkurseröffnung.

„Manfred, Kopf hoch! ein neues Leben blüht aus den Ruinen!" mit diesen Worten streckte Rosen dem

Vetter die Hand entgegen und küßte ihn nach polnischer Art auf Mund und beide Wangen.

Herbert Rosen war durchaus kein schlechter Mensch. Nach dem, was er erreicht hatte, war er von der Vortrefflichkeit seines Berufs ehrlich durchdrungen, aber er war nur Geschäftsmann, der in allem, was er tat und riet, nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht war, und um ein Ziel zu erlangen, das er sich gesteckt hatte, ging er über Leichen. Da er früher als simpler Versicherungsagent in die Provinzstädte kam, um bei Verwandten und Freunden Lebensversicherungen abzuschließen, war er überall so aufgetreten, daß man, sobald man seiner nur ansichtig wurde, sich vor ihm verleugnen ließ, ja wenn es ging, sich ihm durch die Flucht entzog. Aber er ließ sein Opfer nicht frei, und schließlich unterschrieb man das von ihm vorbereitete Antragsformular. Kein Verwandter, kein Bekannter war vor ihm sicher, und als es ihm einmal gelang, dem alten Rabbiner eines kleinen, weltentlegenen Städtchens, der kaum jemals aus seinem „Beth hamidrasch“[1]) herauskam, eine lebenslängliche Unfallversicherung gegen Schäden auf der Eisenbahn und der Elektrischen aufzuschwatzen, war sein Ruhm bei der Direktion seiner Versicherungsgesellschaft aufs höchste gestiegen. Er avancierte schnell zum Inspektor, zum Oberinspektor, zum Generalagenten und schließlich zum Sub- und Titulardirektor. Außer seiner rücksichtslosen Aufdringlichkeit konnte man ihm eigentlich nichts schlechtes nachsagen. Er behauptete

[1]) Lehrhaus, in dem von Bachurim oder Talmudjüngern und den Ortseingesessenen in ihren Freistunden Talmud „gelernt“ wurde.

immer, daß man Versicherungen weniger mit dem Kopfe als mit den Füßen und demjenigen Körperteil, den die Natur zum Sitzen bestimmt habe, abschließen müsse. Nur dürfe man sich von seinem Platz nicht früher erheben, bis der Kandidat den Antrag unterschrieben habe. Das freilich waren nun Eigenschaften, in denen Manfred ganz und gar keine Virtuosität besaß; er beteuerte, daß er weit eher Talent zum Seiltanzen und zur Dressur wilder Tiere besitze, aber Rosen verstand es, ihm dieses auszureden. Er überzeugte ihn davon, daß ein Bärenführer in einem ganzen Monat nicht soviel verdiene wie ein fleißiger Versicherungsakquisiteur an einem Tage.

Manfred dachte an sein schriftstellerisches Talent, aber nur einen Augenblick huschte ihm dieser Gedanke durch den Kopf. Dann fiel ihm Henius ein. — Nein, nein, nichts veröffentlichen!

„Manfred, du denkst dir die Sache schwieriger, als sie wirklich ist," wandte Rosen ein, „du hast doch sicherlich hier in Berlin einige Bekannte, denke mal nach!"

„Ja, einige wohl."

„Nun, nenne sie mir und ihren Beruf."

„Eine alte Tante, einen Kaufmann Norbert Falkson, einen Schriftsteller Dr. Zehrowski, einen Arzt Dr. Jlowen, einen Fabrikanten Adalbert Bäcker." Manfred sann nach.

„Sonst niemanden? keine Frau?"

„Eine Buchhändlerin Ella Steinborn, und oberflächlich kenne ich ein leichtsinniges Frauenzimmer Walla Borinska."

„Ausgezeichnet!“ rief Rosen, „darauf läßt sich eine ganze Subdirektion aufbauen. Zunächst grast man diese Leute und ihren Verwandten- und Freundeskreis ab, das ist schon eine Grundlage. Auf Grund der erzielten Anträge erhältst du einen Garantievertrag mit 500 Mark monatlich. Hast du erst diesen, dann bist du sorgenfrei, kannst ungestört akquirieren und organisieren, das heißt, du suchst immer mehr und mehr Organe zu gewinnen, die nun ihrerseits akquirieren. Von allen hereingebrachten Anträgen der Organe wird dir eine Superprovision gutgeschrieben, und automatisch erhöht sich dann deine monatliche Garantiesumme um 100, 200, 300 Mark und so weiter, bis du zu einem enormen Jahreseinkommen gelangt bist. Wir haben in unsrer Gesellschaft solche Generalagenten und Subdirektoren, die hunderttausend Mark und mehr jährlich verdienen. Ich selbst gehöre zu diesen, und wenn du in meine Villa im Grunewald kommst, und ich hoffe, daß das sehr bald geschehen wird, kannst du dich davon überzeugen, wie glänzend es mir geht.“

Das klang Manfred wie ein Märchen aus tausend und einer Nacht. Sollte es möglich sein, ohne Kapital und Risiko so etwas zu erreichen, seiner geliebten Rita und seinen Kindern eine gesicherte Zukunft zu bereiten und in absehbarer Zeit seine alten Geschäftsschulden tilgen zu können?! Manfred flimmerte es vor den Augen. Hatte er, der von jeglichem Vermögen Entblößte, denn noch eine Wahl? und konnte er, wenn er in Stellung ging, je so etwas erreichen? Bei aller Abneigung gegen den vorgeschlagenen Beruf und trotz aller Talentlosigkeit für ihn mußte es versucht werden!

Und Manfred stieg mit der Agenturinstruktion und

den Antragformularen die marmornen, mit dicken, roten Läufern belegten, breiten Treppenstufen hinab. Der gallonierte Portier grüßte den neuen Agenten, indem er die rechte Hand an den Mützenschirm legte.

2.

Zuerst suchte Manfred Adalbert Bäcker auf. Leider war dieser gerade verreist. Dann fuhr er in den ziemlich entfernten Vorort hinaus, um sein Glück bei Dr. Jlowen zu versuchen. Er mußte lange auf ihn warten, denn der Arzt machte gerade die große Visite durch die geschlossene Abteilung. Als er endlich erschien, wurde Manfred zuerst sehr freundlich empfangen, als er aber den Zweck seines Besuches auseinandersetzte, verwandelte sich Jlowens Freundlichkeit in eine nervöse Unruhe, er wäre augenblicklich sehr beschäftigt, Manfred möge entschuldigen, vielleicht käme er in zwei bis drei Wochen gelegentlich wieder einmal heran.

Manfred fuhr in die Stadt zurück, die Arbeit des ersten Tages war beendigt.

Am nächsten Tage galt der erste Besuch Norbert Falkson, der Gutmütige stellte aus Mitleid einen kleinen Antrag. Das zweite Opfer war Dr. Zebrowski in Südende. Der Schriftsteller sah den Wert einer Lebensversicherung wohl ein, hatte aber leider kein Geld, um sich einen solchen Luxus leisten zu können. —

Manfred überreichte den kleinen Falksonschen Antrag mit beklommenen Gefühlen seinem Vetter Rosen, der war aber ganz zufrieden.

„Na also, es wird schon werden, ich prophezeie dir eine große Zukunft."

„Zukunft!" dachte Manfred. „Die Gegenwart ist für mich jetzt das Wichtigere."

„Übrigens, Manfred," sagte Rosen, um ihm noch mehr Mut zu machen, „ich kann dir hier eine Adresse geben. Eine Bekannte von mir, Frau Dr. Edith Wiener, beabsichtigt, eine kleine Sachschadenversicherung einzugehen, ein großes Geschäft kann es nicht werden, denn sie hat nur eine kleine Wohnung von zwei Zimmern inne. Aber es ist immerhin ein Antrag, und die Zahl der Anträge spielt bei der Beurteilung der Leistungen eines Vertreters auch eine gewisse Rolle. Beziehe dich bei ihr auf mich, und sage ihr, ich ließe sie grüßen."

Manfred machte sich sofort auf den Weg, der zwei Stunden in Anspruch nahm. Auf sein Läuten wurde ihm aber nicht geöffnet. Am nächsten Tage wiederholte er seinen Besuch, wieder vergeblich. Er schrieb einen Brief mit einem adressierten Freikuvert, wann der Besuch erwünscht sei, erhielt auch darauf keine Antwort. Endlich traf er sie mal an. Die liebenswürdige Frau lud den Ermatteten ein, Platz zu nehmen, und bat ihn um Ausrechnung der Prämie für eine Versicherung gegen — Mottenschaden. Leider konnte Manfred damit nicht dienen, denn seine Gesellschaft betrieb alle möglichen Arten der Versicherung, nur die gegen Mottenschäden nicht, die es ja auch überhaupt nicht gab. — Der gute Adalbert Bäcker war der Retter, er stellte einen großen Unfallversicherungsantrag. Manfred wurde bei dessen Überreichung von Rosen ein Klubsessel zugeschoben. „Noch drei solcher Anträge,

und du hast deinen Vertrag und bist ein gemachter Mann."

Woher aber diese drei Anträge schnell beschaffen? Auf Manfreds Adressenzettel standen nur noch die alte Tante, Ella Steinborn und Walla Borinska. Dieses Frauenzimmer aufzusuchen, konnte er sich nicht entschließen. Und Ella? auch der Weg zu ihr wäre ihm zu schwer geworden. Manfred schrieb an zwei Verwandte in der alten Heimat. Um den schwerwiegenden Vertrag mit fünfhundert Mark Monatseinkommen zu ermöglichen, schickten diese sofort drei nicht unbedeutende Lebensversicherungsanträge. Damit hatte Manfred seine Qualifikation dargetan und wurde Generalagent mit einer monatlichen Garantie von fünfhundert Mark. Glückstrahlend konnte er dies seiner geliebten Rita mitteilen, und nun konnte ein neues Leben beginnen.

Manfred mietete in Friedenau eine hübsche Vierzimmerwohnung, die für den Rest der Mietszeit infolge Fortzugs des Inhabers mit erheblichem Preisnachlaß zu haben war. Das war gut. Ein Zimmer sollte Büro werden, eins Wohn- und Speisezimmer, die beiden anderen Schlafzimmer. Nach einigen Tagen konnte Manfred am Bahnhof sein geliebtes Weib in die Arme schließen. Die Gute, Treue, kam ihm selig lächelnd entgegen, als ob er sie in ein Paradies führen wollte. Die Kinder waren noch bei den Verwandten geblieben, bis die Einrichtung der Wohnung beendet wäre.

Während dieser Zeit wohnten Rita und Manfred, der glücklich war, seine elende Bude verlassen zu können, in einer Pension in der Schaperstraße. Die Pensionsinhaberin schloß für sich und ihre Tochter bei

Manfred zwei kleine Versicherungen ab, auch einige Pensionäre stellten Anträge. Es waren meist musikstudierende Damen und Herren. Einer unter ihnen, der sich in Berlin aufhielt, um deutsch zu lernen, war ein Chinese. Als er einmal gefragt wurde, ob er schon deutsch verstehe, nickte er und offenbarte radebrechend seine Weisheit: „Isaaksohn, Nathansohn, Aronsohn, Jakobsohn — Juden, häßliche." Das war alles, was er von der deutschen Sprache bisher profitiert hatte. Es war nicht viel und nicht gerade etwas Schönes. — —

Manfred mußte auf einige Tage in die alte Heimat reisen, in die Pension brauchte er nicht mehr zurückzukehren, Rita hatte inzwischen die neue Wohnung eingerichtet. Ach, das war eigentlich eine recht traurige Arbeit. Sie, die vergötterte Tochter wohlhabender Eltern, die als noch nicht Zwanzigjährige in die Ehe getreten war, in eine Ehe, die ihr Glück und Freude versprach, deren materielle Grundlage aber nach so kurzer Zeit zusammenbrach, wäre berechtigt gewesen, nun mit dem Schicksal zu grollen und sich, aus der Heimat verjagt, von den Freundinnen gewaltsam getrennt, in neue, fremde, kleinliche Verhältnisse versetzt, tief unglücklich zu fühlen. Aber nichts von alledem war bemerkbar, Ritas liebestrahlende Augen lachten die Welt und die Menschen an, sie schmückte das Haus mit einem heiteren Frohsinn — — als ob sie eben erst von der Hochzeitsfeier in ihr Heim eingezogen wäre, um es zu einem Heiligtum der Schönheit und Liebe zu gestalten. Wie wurde jedes Möbelstück im Hinblick auf die Zweckmäßigkeit, dabei aber auch den vorteilhaften Eindruck aufgestellt! Mit welcher pietätvollen Sinnigkeit verteilte sie die Familienbilder auf

die einzelnen Räume! Wie unauffällig bescheiden hängte sie die kleinen, hübschen Ölbilder auf, die sie als Mädchen gemalt hatte. Ach, was wurde aus der anspruchslosen Mietswohnung durch ihre Hand, durch ihr Herz und Gemüt! —

Als Manfred mit den Kindern, die er auf der Rückreise aus der treuen Obhut der Verwandten abgeholt hatte, sein neues Heim betrat, da umfloß sie alle eine Wärme der Harmonie, eine strahlende Helle, eine solche Heiligkeit der Empfindungen, daß sie leise Orgelklänge zu vernehmen wähnten. Rita hatte ihnen allen einen neuen Tempel aufgerichtet.

3.

Mit Dr. Jlowen konnte Manfred nicht zu einem Geschäfte kommen, mit der alten Tante schloß er eine kleine Sterbekassenversicherung ab. Auf seinem Zettel mit den noch auszuführenden Akqusitionsbesuchen standen nur noch Ella und Walla. Er mußte neue Beziehungen anknüpfen, neue Anbahnungen suchen. So ging er durch die Straßen, spähte in der Friedrichstraße aus, ob er nicht vielleicht zufällig einen Bekannten aus der Provinz, einen Besucher der Reichshauptstadt treffen würde, auf diesen wollte er sich stürzen. Die ganze Woche aber verging ergebnislos und Rosen runzelte die Stirn. —

In der nächsten Woche schlug Manfred durch die Markthalle zwischen Linden- und Friedrichstraße einen kürzeren Weg ein, um zum Versicherungsdirektionsgebäude zu gelangen. An einem Stande bot Aron Zalewski Fleisch feil, ein Metzgersohn aus der Heimat.

„Nu, Herr Frank, was tut sich, ich hab' schon gehört, heißt ein Malheur, das Sie gehabt haben, wirklich Rachmones[1]) kann man mit Ihnen haben. Wie geht's? was treiben Sie?"

„Ich ernähre mich jetzt mit Versicherungen, und wie geht es Ihnen, Herr Zalewski?"

„Gott sei gelobt, ich kann unberufen nicht klagen, ich mache ein schönes Geschäft und bin gesund. Aber Sie — nebbich![2]) wissen se was, Herr Frank, ich möchte mein jüngstes Mädelchen in eine Aussteuerversicherung einkaufen. Hören se, kommen se morgen nachmittag zu mir in die Wohnung, Boxhagenerstraße 26 wohne ich, zu einem Täßchen Kaffee! Meine Frau wird sich über Ihnen sehr freuen; wir schmusen ein bißchen zusammen, und se können mein Töchterchen dann gleich aufnehmen."

Es winkte ein Antrag, Rosens Stirn würde sich wieder glätten. Manfred, dem es früher in der Heimat nicht in den Sinn gekommen wäre, einer Einladung bei Zalewskis zu folgen, sagte dankbar zu, und sehr befriedigt zeigte er Rita das unterschriebene Formular. Diese konnte aber keine Freude äußern, sie schloß sich in ihr Zimmer ein und weinte. — — —

4.

Wochen vergingen. Manfred irrte durch die Straßen. Hin und wieder gelang es ihm, ein kleines Geschäft abzuschließen. Rosen nahm ihn beiseite.

---

[1]) Mitleid, Erbarmen.

[2]) Mittelhochdeutscher Ausdruck, im Jüdischen: die Nebigen, Nebenhergehenden, also Bemitleidenswerten.

„Wenn es nicht bald besser wird, Manfred, wirst du dich auf eine Garantiereduktion seitens der Generaldirektion gefaßt machen müssen."

„Garantiereduktion? was heißt das, Garantiereduktion?" fragte Manfred beunruhigt. „Ich habe doch eine Monatsgarantie von fünfhundert Mark!"

„Eine Monatsgarantie von fünfhundert Mark, gewiß hast du die; aber wenn die erzielten Resultate mit der Garantie nicht im Einklang stehen, hat der Generaldirektor das Recht, sie jederzeit zum nächsten Ersten des Monats herabzusetzen."

„Jederzeit?" entfuhr es entsetzt Manfred. „Du sagtest mir doch, daß ich außer Sorge sein könne, wenn erst die Probezeit vorüber ist und ich einen Anstellungsvertrag habe."

„Ja, ja, beruhige dich, Manfred; die Reduktion ist ja auch noch nicht ausgesprochen, und wenn sie wirklich eintritt, wird die Garantie ebenso schnell wieder erhöht, wenn entsprechende Anträge eingehen." —

Aber die verhängnisvolle Reduktion blieb nicht aus. Die Garantie wurde auf dreihundert Mark herabgesetzt. Entsetzlich! allerdings mit dreihundert Mark konnte man, wenn man sich einschränkte, immer noch durchkommen. Die fünfhundert Mark verbrauchten sie ja nicht. Manfred hatte von seinem Einkommen immer einen Teil zurückbehalten und ihn zur Unterstützung der ärmsten seiner Gläubiger, die Not litten, verwendet. Aber bei dreihundert Mark würde er das nicht mehr möglich machen und auch nicht den kleinsten Notgroschen zurücklegen können. Anträge herbeischaffen! Anträge, ja Anträge! Das wäre die einzige Rettung.

Rita sagte: „Manfred, ob nicht jetzt der Zeitpunkt ist, mit den Schriftstücken, die du mir vor vielen Jahren übergeben hast, zu Adalbert Bäcker zu gehen? ich glaube, die Not ist da."

„Nein, geliebtes Weib, die Not ist nicht da, so lange unsre Liebe lebt, sie ist erst da, wenn ich nicht mehr vorhanden sein sollte, oder wenn ich für dich nicht mehr arbeiten könnte. Geduld! ich habe einen großen Antrag in Aussicht, ich habe eine neue Anbahnung gemacht. Anbahnungen sind ja jetzt, nachdem der Kreis der Bekannten abgegrast ist, die Hauptsache. Ich habe in einem Kaffee eine Dame kennen gelernt, die mir in sichere Aussicht gestellt hat, daß ihr Mann zu ihren Gunsten eine große Lebensversicherung abschließen würde, sie sprach von wenigstens 60 000 Mark. Ich war bereits bei ihr in der Kaiserallee, habe alle Bedingungen durchgesprochen, habe ihr die Prämie ausgerechnet, die Sache ist so gut wie perfekt. Wenn ich den Antrag erst eingereicht habe, dann erfolgt auch sicher sofort wieder die Garantieerhöhung auf fünfhundert Mark."

Rita zeigte keine Freude, sie schloß sich wieder ein und weinte. — Dann ging sie heimlich zu einer Freundin, von der sie gehört hatte, daß sie sich mit der Anfertigung von Perlenarbeiten ernährte. Sie gab ihr Arbeit mit. Rita war geschickt, sie nähte heimlich ihre Täschchen, obwohl es ihre Augen anstrengte, niemand erfuhr es, auch Manfred sah es nicht. Von dem, was sie mit Mühe so zusammenbrachte, legte sie sich einen kleinen Notgroschen beiseite, konnte von ihrem Gelde auch mal einen Kuchen backen und die Vasen mit schönen Blumen füllen.

Oh, wie gerne kamen die Freunde zu Franks, am liebsten am Freitag Abend, wenn Rita die Sabbatlichte anzündete und Manfred, wie es der Vater getan hatte, „Kiddusch" machte. Wie blitzte und leuchtete da alles. „Rita ist eine Künstlerin", sagten sie. „Wie bringt sie das nur mit dem geringen Einkommen fertig? und immer lächelt sie, ist gleichmäßig gut und freundlich. Und wie anregend und heiter Manfred plaudert. Franks haben keine Sorgen." Und wenn Verwandte aus der Provinz nach Berlin kamen, nein, in einem Hotel durften sie nicht wohnen. Sie waren ganz selbstverständlich Ritas Logiergäste. Das Büro wurde dann für die Nacht zum Schlafzimmer hergerichtet, und wenn der Gast aufgestanden war, wurde alles Störende schnell wieder weggeräumt. Rita war wirklich eine Künstlerin. —

Manfred sorgte sich unverdrossen, neue Anträge heranzuschaffen. Der Antrag aus der Kaiserallee war immer noch nicht zustande gekommen, da überwand er sich und suchte doch Ella Steinborn auf. Als sie seiner ansichtig wurde, stürzte sie dem Freunde entgegen, umhalste und küßte ihn weinend. — Ei, wie traulich, sauber und gemütlich sah es in ihrem Stübchen hinter dem Buchladen aus. Was hatte sie nicht alles zu erzählen und zu fragen! Seit Jahren war es das erste bekannte Gesicht aus der lieben, alten Heimat, das sie wiedersah. Und nun noch Manfred, der sie geliebt hatte, und dem sie in herzlicher Neigung zugetan war! Sie empfand seine Nähe wie die eines geliebten Bruders, den man nach jahrelanger Trennung wiederfindet.

„Manfred, du bleibst zum Kaffee bei mir, ich sage

natürlich ‚du' zu dir wie früher, das ist doch selbstverständlich, wir sind doch noch die alten. Nein, ist das heute ein Glückstag. Du weißt ja nicht, w i e ich mich mit dir freue, du Guter, Lieber!"

Dann gingen sie in den Laden. Oh, was war da für eine Auswahl von Werken der neuesten deutschen und auch fremdsprachigen Literatur! Sehr vieles mit künstlerischem Buchschmuck geziert; alles war systematisch geordnet auf langen Tischen ausgelegt. Bücher! Bücher! Aber die Druckerpresse lieferte nicht nur Bücher, Romane, Gedichtsammlungen, wissenschaftliche Werke, sie druckte auch Antragsformulare für Rosens Versicherungsgesellschaften. Wenn Gutenbergs Erfindung doch diese Möglichkeit ausgeschlossen hätte! Manfred schlug dieses und jenes Buch auf. Welche imponierenden Namen von Autoren und Verlegern erschienen da vor ihm! Sein Blick blieb auf einem Buch in Großoktav-Format haften, welches das Bild eines Schäfers mit seiner Herde zeigte. Es hatte den Titel „Polenblut", der Name des Verfassers, Hermann Wallach, war ihm von der Heimat her bekannt. Bei wem war es erschienen? Er las „Berlin 1908, Verlag von E. Steinborn & Co.". Manfred sah fragend zu Ella auf.

„Ja, ja, lieber Freund, so weit haben wir es schon gebracht," sagte sie stolz und strahlend. „Es ist doch wertvoll, wenn eine Frau etwas gelernt hat. Die Lehrzeit bei meinem Schwager hat gute Früchte getragen. Das Kapital zu dem Unternehmen hat mir ein Bekannter, mein Wohltäter, gegeben, er ist mein Kompagnon, Norbert Falkson."

Der trat eben durch die Ladentür ein, und Ella war

überrascht, daß sich die beiden Männer mit einem Händedruck als Bekannte begrüßten.

Dieser Nachmittag war für Manfred der erste auf den trübseligen Aquisitionsfahrten, der seinem Herzen und Gemüt auffrischende Befriedigung gewährte.

5.

Rosen sagte: „Manfred, du mußt systematisch arbeiten, sonst wirst du nicht vorwärts kommen."

„Systematisch? arbeite ich denn nicht systematisch? Was verstehst du unter systematischem Arbeiten?"

„Unter systematischem Arbeiten verstehen wir die Akquisition von Haus zu Haus."

„Also hausieren?"

„Nenne es, wie du willst. Das System ist folgendes: Man sucht ein Haus mit möglichst vielen Höfen auf, fängt in dem letzten Quergebäude an und bearbeitet es von oben nach unten. Man beginnt also im vierten Stockwerk und, wenn ein fünftes vorhanden ist, in dem fünften. Dort spricht man in allen Wohnungen vor, es darf keine ausgelassen werden, und dann geht man die Treppe hinunter, ein Spiel, das sich in den nächsten Etagen wiederholt. Hat man den hintersten Hof bearbeitet, so beginnt man in dem obersten Stockwerk der andern Gebäude, bis man schließlich in das Vorderhaus gelangt. Man hat auf diese Weise eine Unmenge Versicherungskandidaten sozusagen auf einem Haufen zusammen, arbeitet wie die Spinne im Netz und spart an Fahrgeldern."

Manfred warf ironisch ein: „Das ist eine entzückende Beschäftigung!"

„Nicht wahr?“ bestätigte Rosen, der von diesem „System“ so begeistert war, daß er den ablehnenden Standpunkt Manfreds garnicht heraushörte. „Ich habe auf diesem Gebiet einen Spezialisten, einen gewissen Löwinger, der ein Virtuose der Volksversicherung ist. Du mußt ihn mal auf seinen Exkursionen begleiten und ihm ablauschen, wie er es macht.“ —

Am andern Tage begab sich Manfred mit seinem jungen Lehrmeister auf die Studienfahrt, Manfred beobachtete sein Tun. Er bemerkte, wie jener in das erste beste Haus ging, sich umsah und es wieder verließ. Das geschah wohl noch drei bis vier Mal, ohne einen für Manfred ersichtlichen Grund. Im fünften Haus begann Löwinger in der obersten Etage des letzten Quergebäudes zu „arbeiten“. Manfred fragte, aus welchem Grunde er die ersten vier Häuser verschmäht habe. Der sagte hastig: „Das werde ich Ihnen später erklären, jetzt ist keine Zeit dazu.“ Dann drückte er, von Wohnung zu Wohnung eilend, auf die elektrische Klingel, und wenn er auch vielfach mit nicht gerade freundlichen Worten abgewiesen wurde, so gelang es ihm doch, tatsächlich in verhältnismäßig kurzer Zeit mehrere Kinderversicherungen abzuschließen. Nachdem er drei oder vier Anträge in der Tasche hatte, gönnte er sich eine kurze Pause.

„Nun werde ich Ihnen erklären, Herr Frank, nach welchem Prinzip ich die Auswahl der Häuser treffe. Ich rieche gewissermaßen die geeigneten Objekte. Ein Haus, in welchem ich an den offenen Fenstern keine roten, feuchten, zum Trocknen ausgelegten Kinderbettchen oder landkartenähnliche Laken sehe, verlasse ich sofort als ungeeignet, denn Familien, wo Säuglinge

oder ganz kleine Kinder sind, bieten die besten Chancen, daß bei ihnen noch ein Versicherungsbedürfnis vorliegt und die Kleinen noch unversichert sind. Befinden sich diese schon im Stadium der Trockenheit, dann haben andere Akquisiteure vor mir längst die Sahne abgeschöpft, und ich habe das Nachsehen. Ein Haus hat für mich keinen Reiz, ich verlasse es fluchtartig, wenn ich in ihm keine oder nur wenige nasse Bettchen sehe."

„Oder rieche," lächelte Manfred.

Er konnte übrigens nicht umhin, diesem System der feuchten Wegweiser eine gewisse geniale Grundlage zuzubilligen. Jeder Beruf verlangt seine Begabung. Nicht nur Wissenschaft und Kunst können Genies erzeugen, auch im Tennisspiel und Boxen kann man ein Meister sein, und, was er bisher nicht gewußt hatte, auch ein Meister der Versicherungsakquisition. —

Manfred hatte nun einmal diesen Beruf ergriffen, es war ein schwerer, aber kein ehrloser. Das, was man tut, soll man ganz tun, mit Einsetzung aller Kräfte, so wollte Manfred versuchen, auch auf seinem Feld ein Meister zu werden.

Man sah ihn jetzt vom frühen Morgen bis zum späten Abend von Haus zu Haus, treppauf, treppab keuchen. Rita weinte jetzt zwar nicht, aber sie war traurig, wenn Manfred oft erst spät am Abend abgehetzt heimkehrte. Die Unterschriften der Männer waren meist erst am Abend zu erlangen, wenn sie von der Arbeit wieder zu Hause waren. Es waren ja nur kleine Leute, mit denen diese Art Abschlüsse getätigt werden konnten. Manfreds Arbeit aber hatte außer dem materiellen Erfolg noch einen anderen, der ihm

vielleicht später noch einmal zugute kommen konnte. Was hatte ihm doch Henius zu einer Zeit, wo sein Geist sicherlich ungetrübt war, gepredigt? „Du mußt in das wirkliche Leben blicken, mußt in die Paläste der Reichen schauen, aber auch in die Hütten der Armen. Du mußt das Seelenleben der Menschen zu ergründen suchen, mußt durch Schlamm und Schmutz waten, du mußt vor allem die Arbeiter studieren und auch die Frauen.“ Keinen bessern Studienweg hätte Manfred einschlagen können, als den in die Hinterhäuser der Großstadt.

Henius hatte gelehrt: „Du darfst dich bis an die Abgründe wagen und in die tiefsten Tiefen hinunterschauen, aber du mußt gut und fest bleiben, damit du nicht schwindlig wirst, dann wirst du nicht hinabstürzen.“ — Manfred konnte nicht hinabstürzen, ihn umschwebte ständig ein schützender Engel: Rita.

6.

Ihr Götter der Unterwelt, die ihr für den Erbauer von Korinth die teuflische Strafe ersonnen habt, auf einen steilen Berg immer wieder ein ungeheures Felsstück hinaufwälzen zu müssen, das, sobald er mit ihm oben angekommen, immer wieder hinabrollte; ihr Unsterblichen, die ihr die blutrünstigen Töchter des Danaus verurteiltet, ständig Wasser in durchlöcherte Fässer zu schöpfen, ihr kanntet Herbert Rosens Versicherungsgesellschaft nicht, sonst hättet ihr gewiß die Danaïden zur Strafe als ihre Versicherungsagentinnen nach Berlin geschickt. Ähnelte Manfreds Tätigkeit nicht der vergeblichen des Sisyphus, der aussichtslosen

jener wasserschöpfenden Verbrecherinnen? Hatte er schon eine Anzahl Anträge zusammengebracht, befriedigt war seine Direktion nie, sie konnte nicht genug bekommen. Hatte er Erfolge in der Akquisition, so verlangte sie Leistungen in der sogenannten „Organisation" d. h. Gewinnung von Unteragenten und Vertretern; gelang ihm dies, so wurden Resultate in der Akquisition vermißt. Oh Sisyphus! Oh ihr Danaïden!

Aber immer noch glaubte Manfred, es müßte so sein und nicht anders. Endlich gingen ihm die Augen auf. Rosen und die andern Direktoren saßen in ihren Sesseln und ließen die Danaïden Wasser schöpfen. Sie saßen in behaglichen Zimmern und schrieben an ihren Pulten Briefe mit dem Rubrum „Betrifft Konkurse". Sie hielten Umschau nach gescheiterten Existenzen, „organisierten" und ließen die armen Teufel in der Unterwelt Felsstücke steile Berge emporrollen. Das brachte Gewinn, wenn die Gemarterten auch nur vorübergehend einige Monate, einige Wochen die Treppen der Häuser auf und ab eilten. Gewiß! unter den vielen sich Abmühenden war hin und wieder auch einmal ein Versicherungstalent, ein Genie wie Löwinger, das bei der Stange blieb, und dem dieser Beruf ein Ideal war. Ein solcher fühlte sich als ein Engel, der Glück und Sonnenschein in die Häuser trug.

In der Tat! der Versicherungsgedanke an sich ist etwas Gutes, Wichtiges. Die Möglichkeit, das Risiko seines Besitztums, seiner Arbeitskraft, seines Lebens, die Folgen der Zufälle von Blitz, Hagel, Explosion, von Unfällen aller Art durch eine kleine Prämie auf sichere, kulante Großunternehmungen abzuwälzen, ist segensreich. Aber auf die Form der Geschäftshandhabung

kommt es an, für Naturen wie Manfred paßten die Geschäftsprinzipien von Rosens Gesellschaft nicht, Manfred war zu einem willenlosen Werkzeug nicht geschaffen. Wieder erinnerte er sich seiner literarischen Begabung, aber wieder huschte dieser Gedanke nur einen Augenblick durch sein Hirn. Er fühlte sich nicht reif, der Welt etwas zu sagen.

Ella Steinborn aber gab ihm eine Anregung, die ihm durch den Kopf ging. Sie hatte oft genug über Manfred und seinen Beruf nachgedacht, immer wenn der Jugendfreund aus dem Laden ging, schaute sie ihm mit einem Blick wehmütigen Bedauerns nach, und das geschah nicht selten. Wann immer Manfred in der Nähe der Luisenstraße war, verabsäumte er nie, bei Ella vorzusprechen, es zog ihn dorthin. War es draußen kalt und grau, in Ellas freundlichem Kontorzimmer war es, ach, so traulich; brannte die Sonne auf den Asphalt, bei ihr war es kühl, und zu jeder Jahreszeit blühte und duftete es auf dem Blumenständer in der Ecke! Wie war es hier so gemütlich, und man merkte, nicht nur im Laden, sondern auch in der Verlagsabteilung, daß das Geschäft gut ging. Auch die neue Zeitschrift, die im Steinbornschen Verlag erschien, entwickelte sich überaus erfreulich. Ella war immer in guter, heiterer Stimmung, nur wenn Manfred dagewesen war, wurde sie traurig. Sie sagte zu Falkson:

„Sie können sich nicht denken, welche Rolle Franks in der Heimat gespielt haben, nicht nur bei ihren Glaubensgenossen, auch in christlichen Kreisen in Stadt und Land. Der alte Frank gehörte dem Magistratskollegium an, in der Loge, deren Meister der Landrat war, war er ein besonders beliebter „ständig besuchender Bruder".

Und Manfred Frank stand im Mittelpunkt der musikalischen und künstlerischen Bestrebungen; es ist doch ein Jammer, daß ein Leben, das so hoffnungsvoll begonnen, sich hier so elendiglich verplempern soll. Kann man ihn nicht auf einen Weg führen, wo er hingehört, Falkson?"

Falkson war immer noch der alte, der wohltätige und hilfsbereite. Zwar der reiche Mann war er nicht mehr, sein Vermögen hatte er bis auf einen kleinen Rest verloren, sein schönes Haus in der Klopstockstraße verkaufen müssen. Zeitweise wurde das bare Geld bei ihm sogar so knapp, daß Ella manchmal aushelfen mußte. Seine ganze Existenz beruhte jetzt auf seiner Beteiligung an der Buchhandlung, die mit seinem Eintritt in die Firma durch den Buch- und Zeitschriftenverlag erweitert wurde, dabei fanden beide ihr Auskommen.

Falkson sagte: „Ich glaube, ich habe etwas für Frank." — —

7.

„Manfred", begann Ella, „ich möchte dir einen Vorschlag machen, ich weiß zwar, was du wieder sagen wirst: „Was man begonnen hat, soll man zu Ende führen" und „man soll nicht unreines Wasser ausgießen, ehe man nicht kristallklares hat".

Manfred fiel ein: „Heute sage ich das nicht mehr. Ich bin entschlossen, mich nach etwas anderm umzusehen, ich kann die mit Gift und Galle geschriebenen Urteile der Direktion über meine Leistungen nicht länger ertragen. Ich habe gewiß gelernt, nicht empfindlich zu sein und weiß, daß ich große Verpflichtungen

zu erfüllen habe, ich habe kein Recht, sentimental zu sein. Wenn man aber allzu bescheiden ist, ist man ein Lump, und ich will kein Lump sein. Bei meiner Gesellschaft bleibe ich nicht für die Dauer, ich möchte mir bei einer andern Versicherungsgesellschaft einen meinen Fähigkeiten entsprechenden Posten suchen. Ich will wie Rosen in meinem Büro sitzen und organisieren, und andere sollen sich für mich die Stiefelsohlen ablaufen.“

So gereizt hatte Manfred noch nie gesprochen. Ella erklärte, daß ihr Projekt allerdings nicht auf dem Versicherungsgebiete liege, das ihr übrigens durchaus nicht unsympathisch sei, seitdem Manfred mit ihm zu tun hatte. — — — Wenn man an Menschen ein Interesse nimmt, gewinnt man es auch für alles, womit sie sich beschäftigen. Die von ihm bei der Akquisition erlangte Übung könnte ihm bei dem neuen Unternehmen sehr zu statten kommen, und sie setzte ihm auseinander, um was es sich handelte: Ein Dr. Deitz hätte der Firma Steinborn & Co. den Verlag einer von ihm begründeten, im Entstehen begriffenen Zeitschrift angetragen. Es sei ein Fachblatt, das einen redaktionellen Teil habe, im wesentlichen aber auf Inseraten beruhen solle; Dr. Deitz, mit dem Falkson schon wiederholt konferiert habe, mache einen ausgezeichneten Eindruck, besitze ein umfassendes Wissen, habe zu den Propagandachefs der meisten in Frage kommenden Insertionsfirmen beste Beziehungen und sei ein gewandter Journalist. Daraus, daß er kein Geld besitze, habe er nie ein Hehl gemacht. Die notwendigen Artikel würde er selbst schreiben, wie überhaupt die Redaktion des Blattes übernehmen, auch Inserate würde er heranschaffen. Er

stelle verhältnismäßig geringe Ansprüche, und das Unternehmen sei infolge all der günstigen Umstände leicht durchführbar. Falkson hätte nicht übel Lust, an die Sache heranzugehen, aber die Verlagsrichtung von Steinborn & Co. sei doch eine mehr belletristische, und die chemische Zeitschrift passe, so verlockend die guten Aussichten auch seien, doch nicht recht in den Rahmen ihres Programms.

Manfred wandte ein, daß ihm die Mittel und auch Kenntnisse zu einem solchen Unternehmen fehlten. Aber Ella beruhigte ihn, indem sie ihm die finanzielle und auch fachmännische Unterstützung der Firma Steinborn zusicherte.

Das war schön von dieser Frau, die hier selbstlos und aus reinen Freundschaftsgefühlen handelte. Auch von Falkson war es rühmenswert, daß er keine Schwierigkeiten machte, aber bei ihm sprach doch wohl auch die kaufmännische Erwägung mit, daß seine Firma von dieser Zusammenarbeit gewisse Vorteile haben könnte. Das Blatt würde natürlich in ihrer eigenen Druckerei hergestellt werden, Frank würde wohl manches Inserat auch für die Steinbornsche Zeitschrift gewinnen, und von der ständigen Verbindung mit dem gelehrten Dr. Deitz versprach er sich auch Gewinn.

Manfred, der frühere Optimist, dem nach den erlittenen Schicksalsschlägen sein einstiges Selbstbewußtsein und die Sicherheit des Urteils verloren gegangen war, hätte sich nicht gegrämt, wenn aus der Sache nichts geworden wäre, denn der Gedrückte und Zaghafte sagte jetzt in seinem Kleinmut immer: „Wie kann man enttäuscht sein, wenn ein Projekt nicht zustande kommt, kennt man denn seinen Ausgang? Vielleicht ist das

scheinbare Glück ein Unglück, was nicht begonnen wird, kann wenigstens nicht mißlingen."

Manfred war ein Pessimist geworden, Rita richtete ihn auf. Er solle die Versicherung einstweilen nicht ganz aufgeben, solle für sie mit weiter tätig sein, sie selbst würde alle Arbeiten, die mit dem Verlag verbunden seien, bis auf die Annoncen-Akquisition, zusammen mit Dr. Deitz pünktlich ausführen. Das beruhigte Manfred, Rita war doch jederzeit eine treue Kameradin. —

Das erste Heft erschien. Wie stolz nahm es sich aus: „Zeitschrift für Hygiene und Kosmetik". Redaktion: Dr. Ernst Deitz. Verlag: Manfred Frank. Gedruckt bei E. Steinborn & Co. Für die ersten beiden Nummern hatte Adalbert Bäcker zwei ganzseitige Inserate aufgegeben. Die Gegenstände, die er anzuzeigen hatte, hatten zwar garnichts mit Hygiene oder Kosmetik zu tun, er konnte sich von der Insertion auch nicht den geringsten Erfolg versprechen, aber was tat Adalbert nicht, wenn er Manfred einen Liebesdienst erweisen konnte! —

Die von Dr. Deitz geschriebenen Artikel lasen sich ausgezeichnet, waren interessant und belehrend. Die versandten Probenummern fanden ungeteilten Beifall in den in Frage kommenden Kreisen. Da erschien eines Tages in einem angesehenen Buchhändlerblatt ein Artikel mit der Überschrift: „Warnung vor einem Schwindler! Unser Freund »Dr.« Ernst Deitz ist nach längerer Unsichtbarkeit wieder einmal aus der Versenkung ans Licht gestiegen. Er ist bekanntlich ein Inseratenschwindler, der unberechtigt den Doktortitel führt, nie studiert hat usw. usw." Es war ein Schlag, der Falkson und

Ella Steinborn fast noch mehr als Manfred und Rita traf.

Wie hatten doch Manfreds Worte bei der Gründung der Zeitschrift gelautet: „Wie kann man enttäuscht sein, wenn ein Projekt nicht zustande kommt, kennt man denn seinen Ausgang?“

Oh, wie recht hatte Manfred! Er löste sofort das Verhältnis mit dem Schwindler, der aber eröffnete nun eine derartige Kanonade von verleumderischen und ehrenkränkenden Erpresserbriefen an Manfred, daß dieser schließlich, um sich von ihm zu befreien, eine Anzeige bei der Staatsanwaltschaft machen mußte. Drei Wochen später erhielt Manfred folgendes Schriftstück:

„Der Erste Staatsanwalt bei dem
Königlichen Landgericht.

Gegen den Schriftsteller Ernst Deitz vermag ich nicht strafrechtlich einzuschreiten, da er nach dem eingehend begründeten Gutachten des Königlichen Kreisarztes vom 17. März dieses Jahres geisteskrank ist. Gemäß § 51 des Strafgesetzbuches kann der Beschuldigte daher nicht zur Verantwortung gezogen werden.“ —

Deitz geisteskrank! Wieder durchkreuzte ein Geisteskranker Manfreds Bahn. Ein Geisteskranker, der Verträge schloß, gelehrte Artikel schrieb, in Familien aus- und einging, der aber nicht wie ein Henius hinter vergitterten Fenstern saß, weil er nicht gemeingefährlich war, das heißt, noch nicht wie einst Henius tobte! Hatte Manfred nicht recht, als er damals Dr. Jlowen beängstigt zurief: „Dann ist also das Furchtbare möglich, daß wir im Leben mit Geisteskranken zusammen-

treffen, die wir für gesunde, normale Menschen halten? Dann sitzt also vielleicht auf jenem Universitätskatheder ein geisteskranker Professor, der der lauschenden Jugend seine Wahnideen einimpft? Ein Angeklagter ist gezwungen, das Wahnurteil eines geistesverwirrten Richters über sich ergehen zu lassen, der Kranke, die verderblichen Anordnungen eines seiner Sinne nicht mehr ganz mächtigen Arztes zu befolgen, das Heer im Kriege durch den Befehl eines bereits irren Generals, sich den todbringenden Schlünden der Kanonen auszusetzen?" Manfred durchschauerte es heute wieder wie damals in der Irrenanstalt, und mehr noch als früher dachte er an die Verantwortung, die der Schriftsteller mit der Veröffentlichung und Verbreitung seiner Gedanken auf sich lädt, mehr als je. War ihm nicht erst vor kurzem, als er die niederdrückenden Briefe seiner Direktion erhalten hatte, wieder der Gedanke aufgeschossen, ob er nicht die trostlose Arbeit des ständigen Akquirierens doch mit derjenigen der Feder, die er zu führen verstand, vertauschen solle? Nein, nein, nur ein Weiser darf predigen, nur ein Geläuterter zur Welt sprechen! — — Aus weiten Fernen grinsten ihn Henius' verwirrte Gesichtszüge an.

„Manfred," sagte Rita, „soll ich nicht jetzt zu Adalbert Bäcker gehen? ist die Not nicht da?"

„Nein!" die Liebe zu Rita und ein alle Hemmnisse überwindendes Gottvertrauen spannten Manfreds Kräfte, und sie wuchsen mit den Schwierigkeiten.

8.

Manfred suchte und fand eine ihm zusagende Stellung bei einer auswärtigen Versicherungsbank, deren

Berliner Direktion gerade verwaist war. Seine Leistungen, die der Rosenschen Gesellschaft nicht ausreichend gewesen waren, genügten diesem kleineren Unternehmen, an deren Spitze ein vornehmer, früherer kaiserlicher Regierungsbeamter aus einer berühmten Künstlerfamilie stand, vollauf. Manfred erhielt die Direktion der Gesellschaft für Berlin und die Provinz Brandenburg und war jetzt in kleinerem Rahmen mehr als Rosen. „Lieber der Erste in Veji als der Zweite in Rom", sagte sich Manfred. Rita brauchte nicht zu Adalbert Bäcker zu gehen, die Sonne besserer Zeiten erstrahlte am Lebenshimmel. Große Sprünge konnten Franks allerdings nicht machen, aber sie führten ein zufriedenes, glückliches Leben. Durch Theater- und Konzertbesuche durfte der Etat nicht belastet werden, aber die Redaktion bei Ella Steinborn hatte oft Freibillets und überließ Manfred hin und wieder zwei Plätze. — Wenn ein Gast aus der Provinz kam, folgten Rita und Manfred gerne seiner Einladung zu einem Abendessen im Restaurant als Revanche für die Aufnahme im Hause. Besonders gut hatte es Manfred, wenn sein liebenswürdiger Generaldirektor aus München kam, auch Herr von Lukowicz versäumte nie, wenn er in Berlin war, Manfred aufzusuchen und mit ihm zu dinieren. —

Heute hatte sich Lukowicz mit Manfred bei Kempinski verabredet. Es war noch ein Stündchen Zeit, diese benutzte er, um auf der Friedrichstraße Beobachtungen zu machen, die dem auf einsamer Scholle Lebenden immer des Interessanten und Reizvollen genug bot. Er war bis zur Schützenstraße gekommen, da erregte eine an der Ecke disputierende ungleichartige

Gruppe seine Aufmerksamkeit. Ein Streichhölzer feilbietender Krüppel im Rollstuhl, eine alte, verhutzelte Zeitungsverkäuferin und eine elegante Dame. Er beobachtete sie eine Zeitlang, ging dann langsam an ihnen vorüber und merkte, daß der Streichholzhändler und die Zeitungsfrau — es war Walla Borinska — in ordinärem Berliner Straßenjargon sich unterhielten, die Dame indessen einen gebildeten, melodiösen, sympathischen Sprachton hatte, sie duzten sich alle drei. Als die Schöne des langsam schlendernden Herrn ansichtig wurde, unterbrach sie die Unterhaltung, ging, ihr Handtäschchen schlenkernd, nach der Kochstraße zu und blieb an einem Schaufenster stehen, als ob die Auslagen sie fesselten. Lukowicz hatte auf diese Weise schon öfter auf der Straße Bekanntschaften gemacht, die seinen Berliner Aufenthalt würzten, aber es kam bei ihm nie zu ernsten Beziehungen mit derartigen Frauen. Die Erfahrungen nur, die er bei solchen Unterhaltungen machte, waren ihm interessant und auch lehrreich. Er lud die sich nicht Zierenden meist zu einem Kaffeestündchen in einer kleinen lauschigen Konditorei ein, dinierte wohl auch hin und wieder mal mit einer. Einen Abend opferte er für solche Zwecke nicht, der war edleren Genüssen vorbehalten.

Die am Schaufenster Stehende und ihn von der Seite Anlächelnde forderte er zum gemeinsamen Mittagessen auf, auf Manfred brauchte er nicht Rücksicht zu nehmen. Das Paar suchte sich in dem belebten Lokal ein möglichst abgelegenes Plätzchen, und als Manfred später hinzukam, war er aufs höchste überrascht, in der „Dame" die ungeratene Tochter aus einer sehr an-

gesehenen Bürgerfamilie seiner früheren Heimat zu erkennen.

9.

Neue Stürme vom Osten! Der Weltkrieg kam. Franks Personal wurde eingezogen, die Agenten und Vertreter mußten einer nach dem andern zu den Fahnen eilen. — Er blieb allein. Das Geschäft stockte, es wurde von Monat zu Monat unbedeutender. Die Geschäftsstelle war für sich allein nicht mehr lebensfähig, die Direktion verband sie daher mit der Stettiner, der ein jüngerer Herr vorstand, den man in der Münchener Direktion aus persönlichen Beziehungen durch Reklamation vor dem Schützengraben bewahren wollte. Manfred mußte wieder mal sein Ränzel schnüren. In seinen neuen Sorgen fragte er Adalbert Bäcker um Rat, dieser sagte:

„Frank, Sie hatten doch eine Dampfmühle, verstehen Sie etwas von der Müllerei?“

Manfred wußte da gut Bescheid, er hatte ja praktisch in der väterlichen Mühle von der Picke auf gelernt, hatte selbst mitgearbeitet, die Walzen eingestellt, die Steine geschärft, die Sichtmaschinen mit aus der Schweiz bezogener Seidengaze bespannt. Er konnte die Griese putzen, die Getreidereinigung richtig einstellen; es konnte ihm kein Geselle etwas vormachen. Mit gutem Gewissen und voller Sicherheit vermochte er Bäckers Frage zu bejahen.

„Gehen Sie doch auf einen Augenblick in den Nebenraum“, sagte Bäcker. „Ich will mal mit einem meiner Ingenieure etwas besprechen.“

Durch die Glaswand — alle Abteilungen des Bäckerschen Büros waren durch Glaswände getrennt, damit der Chef die Tätigkeit aller Angestellten überblicken konnte — sah Manfred, wie die beiden Herren lebhaft miteinander disputierten. Wartend erinnerte er sich, wie er die ganze Montage der väterlichen Mühle vom ersten Hammerschlag an mitgemacht hatte. Da wurden zunächst die Hauptwellen haarscharf parallel zu den Wänden auf Konsolen aufmontiert, auf denen sich die metallenen Lagerschalen befanden. Später wurden die Riemenscheiben, nachdem an den betreffenden Stellen Nuten auf den Wellen angebracht waren, aufgekeilt. Die Sichtmaschinen wurden an der Decke angeschraubt, damit zwischen Fußboden und Apparat genügend Platz für die anzuhängenden Säcke vorhanden sei. Die Aufstellung der Walzenstühle, der Steingänge, der Reinigungsmaschinen, der Magnete, alles hatte Manfred noch in frischer Erinnerung. —

„Ich habe ein Patent erworben," setzte Adalbert Bäcker Manfred auseinander, „zu dessen Anwendung in der Praxis wir eine Mahlmaschine brauchen, die ein schwer zu verkleinerndes Material zu feinem Mehl verarbeiten soll. Meine Ingenieure haben einen solchen Apparat noch nicht ausfindig machen können, vielleicht würde es Ihnen als Müller gelingen. Wollen Sie in meine Dienste treten? — Sie würden dasselbe Gehalt bekommen, das Sie zuletzt bei Ihrer Versicherungsbank bezogen haben."

Manfred war von diesem Angebot so überrascht, daß er nicht sofort antworten konnte. Bäcker bemerkte seine Verlegenheit und sagte schnell: „Überlegen Sie es sich bis morgen, und geben Sie mir dann Bescheid."

Manfred hatte einen schweren Kampf zu bestehen. Er war ohne Stellung, ohne jede Existenz, hatte kein Vermögen und große, sehr große Verpflichtungen. Er würde, wenn er zusagte, sofort sein gutes, ausreichendes Einkommen haben, Rita könnte das Haus so weiterführen wie in den letzten sorglosen Jahren, könnte einen Notgroschen fortlegen, man könnte Abzahlungen machen. Und doch! und doch! Er sollte zu Adalbert in Stellung gehen, sollte Untergebener eines Mannes werden, der ihm gegenüber materielle Verpflichtungen hatte! Wußte jener das nicht mehr? hatte er es vergessen? Eigentlich kaum glaublich, daß Adalbert die ganze Vergangenheit aus dem Gedächtnis entschwunden sein sollte! Wie sollte Manfred Adalbert, dem „Chef", denn gegenübertreten? Nur möglich, wenn beide hinter die Vergangenheit einen dicken Strich ziehen würden. Dazu aber würde ein ungeheures Taktgefühl bei beiden gehören, bei Manfred freilich vielleicht noch mehr als bei Adalbert. Zwar war es eine Aktiengesellschaft, der Adalbert Bäcker als Direktor vorstand, so war er eigentlich auch Angestellter, erster Angestellter des Unternehmens, aber das war doch nur bedingt so aufzufassen, denn die Aktien waren bis auf einige wenige alle in seinem Besitz. Er war Alleinherrscher, das Ganze gehörte eigentlich ihm. Manfred würde bei ihm ein kleiner Handlungsgehilfe sein, Adalbert war und blieb der „Chef". Das konnte mit Rücksicht auf die Vergangenheit beider doch zu schweren Konflikten führen. Manfred fürchtete, hier ein Ixion zu werden, der, an ein Rad gefesselt, ewig im Kreise herumgetrieben werden würde. Und doch! was sollte er machen? Der Krieg tobte, er tobte fort und fort. Wie lange sollte

dieses Morden noch dauern? war das Ende abzusehen? Oft genug hatten die wehenden Fahnen in den Straßen von glänzenden Siegen geprahlt, aber oft genug zogen sie sich nach kurzer Zeit verschämt wieder zurück. Darauf konnte Manfred nicht warten, daß die Welt sich wieder im alten Gleise bewegen würde, und er im Versicherungsberuf eine gleiche oder ähnliche Position wie zuletzt sich schaffen würde. Wollte er mit seiner Familie nicht verhungern, dann mußte er Adalbert Bäckers Anerbieten annehmen. Schwer genug fiel ihm der Entschluß.

Er wurde angenehm enttäuscht, Adalbert Bäcker war zwar der Chef, aber ein durchaus liebenswürdiger, freundlicher und für gute Leistungen dankbarer Chef. Es wurde Manfred nicht schwer, ihm wie die andern Untergebenen entgegenzutreten. Bäcker schätzte jede Förderung des großen Unternehmens durch seine Leute hoch ein, und Manfred bot sich des öfteren Gelegenheit, sich hervorzutun.

Einmal saß Bäcker mit seinen Direktoren und Ingenieuren in schwierigen Beratungen zusammen. Einer behördlichen Kommission sollte in kürzester Zeit ein für die Heeresverwaltung bedeutsames maschinelles Verfahren vorgeführt werden, wozu aber viel Dampf gehörte, der eine neue Kesselanlage notwendig machte. Große Schwierigkeiten bot schon die Beschaffung von Dampfkesseln, da diese der behördlichen Beschlagnahme unterlagen. Allein die Errichtung eines Fabrikschornsteins, das Einmauern des Kessels stellte den Ingenieuren innerhalb der zur Verfügung stehenden kurzen Zeit fast unlösbare Aufgaben. Sie zermarterten sich das Hirn. Manfred war zufällig Zeuge ihrer Beratung,

da schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf, und er fragte bescheiden, ob er vielleicht einen unmaßgeblichen Vorschlag machen dürfe:

„Wie, wenn man eine ausrangierte, nicht beschlagnahmte Lokomotive, deren Maschine zwar unbrauchbar, deren Kessel aber als Dampferzeuger noch brauchbar war, für den beabsichtigten Zweck aufstellen würde?"

Die Ingenieure faßten sich an den Kopf und bezeichneten diese Idee als genial. Adalbert Bäcker sagte: „Herr Frank, ich erteile Ihnen Prokura." —

Manfred wurde beauftragt, eine bestimmte wichtige Maschine ausfindig zu machen, die während des Krieges vom Markte verschwunden war. Da brachte er heraus, daß eine solche früher in der Maschinenfabrik eines Städtchens bei Magdeburg gebaut wurde. Er fuhr dorthin, die Fabrik war geschlossen, die Inhaber waren im Kriege. Manfred erfuhr aber, daß ein früherer Monteur der Fabrikanten als Hilfspostbeamter am Orte tätig sei, er mußte aufgesucht und ausgehorcht werden. Dieser machte eine wichtige Mitteilung. Einer der beiden Fabrikanten, ein Reserveleutnant, befände sich auf Erholungsurlaub in Friedrichroda. Manfred reiste sofort dorthin und unterließ es nicht, in dem schönen Kurort in Erinnerung an Henius dem Sanatorium, in welchem der Unglückliche vor seiner Übersiedlung nach der Nervenheilanstalt sich aufgehalten hatte, einen Besuch abzustatten. Man erinnerte sich dort noch des geistreichen Assessors, meinte aber doch, daß der Mann einen „Klaps" gehabt habe.

Von dem Fabrikanten erfuhr Manfred, daß seine Firma, als die beiden Inhaber eingezogen wurden, alle

Maschinen, Zeichnungen und Patente an eine Maschinenfabrik bei Halle verkauft habe. Unverzüglich fuhr Manfred dorthin. Selten sind einem Menschen in seinem Leben so merkwürdig viele Zufälle begegnet. Er kam in die Fabrik, die die erste Mühle seines Vaters erbaut, die Mahlmaschinen geliefert, an denen er als junger Müllergeselle gelernt hatte, und deren an diesen Maschinen gemachten Erfahrungen ihm jetzt zugute kamen. Er schloß mit dem Fabrikanten für Adalbert Bäcker einen Interessenvertrag ab. So konnte er die ihm gestellte Aufgabe lösen.

Arbeiten solcher Art häuften sich in der Folgezeit, und Adalbert Bäcker kargte nicht mit Anerkennungen, Gehaltszulagen und Gratifikationen. Manfred und Rita erholten sich. Manfred hatte das Gefühl einer Lebensstellung, und Rita fragte nicht mehr: „Soll ich zu Adalbert Bäcker gehen?“ Rita, so glaubte er, würde die alten Bäckerschen Papiere, so lange er lebte, nicht wieder hervorzuholen brauchen. — — — —

— — — — — — — — —

Öfter als früher dachte Manfred jetzt an den Tod. Was an dem Menschen sterblich ist, hatte für ihn keine entscheidende Bedeutung. An den Gräbern fühlte er weniger, als wenn er in seinem stillen Kämmerlein liebend der Toten gedachte, mehr noch auf den Gipfeln der Berge, wo er sich der Gottheit näher glaubte. In ihm lebte die unerschütterliche Überzeugung, daß sein Geist, seine Seele, mit den Seelen seiner Lieben in einer bessern Daseinsform dauernd vereinigt bleiben werde. Gewiß! eine Trennung zwischen Menschen, die sich lieben, ist traurig, aber die beseligende Hoffnung, die ihnen nach dem flüchtig vorübereilenden Übergang

winkt, ist doch so tröstlich. Manfred dachte an Ritas materielle Lage, wenn er stürbe. Jetzt war ihm der Gedanke nicht mehr so finster und beunruhigend wie früher. Die Kinder waren inzwischen herangewachsen, waren beide selbständige, unabhängige Frauen, die sich ihren Beruf erkämpft hatten, beide waren Doktoren, unabhängig und selbständig wie Edith Wiener. Sie würden die geliebte Mutter nicht in Not lassen. In Not? Rita hatte für den alleräußersten Fall immer noch die Dokumente; mit denen würde sie zu Adalbert Bäcker gehen können. Aber nein! nein! Die Kinder waren ja gut und treu, diese Dokumente würden nie, niemals ans Tageslicht zu kommen brauchen. Sie würden Adalbert, den jetzt Glücklichen, den Manfred liebte und verehrte, nie an die trübe Vergangenheit zu erinnern brauchen. — Und er, Manfred, lebte und schaffte ja noch. Er war nicht tot, er konnte für Ritas Zukunft sorgen. — Aber bald verschwand die Sonne wieder hinter düstern Wolken.

10.

Der Krieg war zu Ende. Die Revolution streckte ihre Arme aus, der Friede von Versailles ward geschlossen, da kam die Inflation. Die Unternehmungen Adalbert Bäckers drohten wie so viele andere zusammenzustürzen, da kam ihm ein Finanzgenie zu Hilfe. Der Kluge sagte zu Bäcker: „Ich werde Sie retten, wenn Sie sich von allen Dispositionen fern halten und mich ganz selbständig schalten und walten lassen, wie ich es für richtig halte."

Adalbert Bäcker schloß den Pakt und ging auf Reisen. Ein neuer Pharao war gekommen, der den Joseph nicht kannte, er wußte nichts von Frank und seinen Beziehungen zu Bäcker. Die Devise des gewiegten Finanzmannes war: Einschränkungen, Einschränkungen, äußerste Sparsamkeit, Konzentration auf den kleinen Kreis wirklich gewinnbringender Abteilungen.

Tausende von Arbeitern wurden rücksichtslos entlassen, hunderte von Büroangestellten, verdienstvolle Abteilungsvorsteher; auch Manfred bekam seine Kündigung. Der Sechzigjährige war „abgebaut", ohne Entschädigung, ohne eine Unterstützung.

In solchen Stunden des Kummers und der Sorgen griff Manfred immer zu den Psalmen. Er las: „Mein Leben hat abgenommen vor Betrübnis und meine Zeit vor Seufzern; meine Kraft ist verfallen, es geht mir so übel, daß ich zur großen Schmach geworden bin meinen Nachbarn und meinen Verwandten eine Scheu." Was sollte er tun? wer würde heutzutage einen Sechzigjährigen in Stellung nehmen? Zufällig bot sich Manfred eine tätige Beteiligung an einem kleinen Geschäft, dazu aber waren dreitausend Mark notwendig, die er nicht besaß. Er wandte sich an den Finanzdirektor von Bäcker, ob er nicht bei seinem Abgang nach zehnjähriger treuer Dienstzeit ihm zum Aufbau einer neuen Existenz diese Summe zur Verfügung stellen würde. Der trocken rechnende Finanzmann lehnte es rundweg ab, für solche Zwecke sei kein Geld vorhanden. Manfred wandte ein, ihm sei bekannt, daß ein anderer der gekündigten Kollegen eine Abfindungssumme erhalten habe.

„Sie spielen wohl auf unsern alten Syndikus an," bemerkte der Finanzdirektor, „das ist etwas anderes, ihm ist Herr Bäcker aus früherer Zeit für einmal geleistete finanzielle Dienste gewissermaßen verpflichtet."

„Etwas ähnliches liegt auch bei mir vor," kam es in dieser verzweifelten Stunde zaghaft über Manfreds Lippen, und zu Rita sagte er: „Gib mir die alten Dokumente, jetzt ist die Not da, zwar lebt meine Liebe in unverminderter Schöne, meines Körpers Kräfte aber fühle ich schwinden, ich will selbst zu Adalbert Bäcker gehen." — — —

Manfred mußte lange Geduld haben, Adalbert Bäcker war noch auf weiten Reisen in fremden Ländern, seine Verwaltungsdirektoren regierten. Manfred sah sich immer wieder nach einer Stellung um, und wenn es die bescheidenste wäre. Das Heer der Tausenden und Abertausenden von arbeitslosen Stellungsuchenden wurde durch ihn vermehrt. Oft genug scholl ihm das trostlose „Zu alt!" entgegen, oder „Ja, wenn Sie nicht Jude wären!" Alle Versuche scheiterten. —

Endlich kehrte Adalbert zurück, und Manfred glaubte, daß jetzt der Tag der Entscheidung und Erlösung für ihn gekommen sei. Nun mußte noch alles gut werden. Von den alten Dokumenten zu sprechen, würde wohl garnicht notwendig sein, Adalbert würde ihm seine Bitte wegen Unterstützung mit den von ihm gewünschten dreitausend Mark sicherlich nicht abschlagen. Aber ach! die ersehnte Unterredung, der auch Adalberts Vertrauter, Dr. Gerber, beiwohnte, war so unsagbar traurig. Adalbert klagte Manfred, daß ihm die Hände gebunden seien, daß er den Wünschen und Bitten all der vielen Entlassenen leider sein Herz ver-

schließen müsse, daß er auch für ihn nichts tun könne. Adalbert Bäcker blickte zu Dr. Gerber hinüber, er stand jetzt völlig unter dem Einfluß seiner Direktoren.

„Jawohl, Herr Bäcker," mahnte dieser, „Sie müssen unbedingt an sich denken, Sie können es nicht verantworten, wenn Sie dem Geschäfte jetzt auch nur einen Pfennig entziehen."

Adalbert, der gutmütige, weichherzige, kämpfte schwer mit sich — eine kurze Stille, dann sagte er verwundert: „Frank, von meinem Finanzdirektor hörte ich, Sie hätten jüngst eine Äußerung zu ihm getan, daß ich Ihnen gegenüber noch eine alte Dankesschuld abzutragen hätte; mir ist davon nichts bekannt, absolut nichts."

Manfred blickte zu Adalbert auf. Wie, war das seine wahre, frühere Sprache? Ein Fremder schien ihm gegenüber zu sitzen. Adalbert fuhr fort: „Sagen Sie mir, Frank, von welcher Vergangenheit reden Sie eigentlich?"

Manfred wollte abbrechen, wollte ohne Zeugen mit Adalbert sprechen, Dr. Gerber erhob sich.

„Nein, Doktor, bleiben Sie, ich habe vor Ihnen keine Geheimnisse, ich bin wirklich gespannt, zu hören, wovon Frank fabelt."

Da wies Manfred die Schriftstücke vor, die Rita so viele Jahre gehütet hatte. Es waren, wenigstens nach juristischen Begriffen, heute zwar nur noch wertlose Papierfetzen, aber durch ungeschriebene Gesetze die geheiligten Zeugnisse einer bescheidenen, aufopferungsfähigen, demütigen Seele.

„Ich hielt sie verborgen, so lange ich vermochte, ich habe mich überwunden, so lange ich konnte. Aber

jetzt bin ich am Ende meiner Kraft: diese Dokumente sind das einzige, das ich noch besitze."

Adalbert, betroffen und gerührt, rief aus: „Heute, nach einem ganzen langen Leben, habe ich Ihren innern Wert erst völlig erkannt, Frank. Gebe Gott, daß ich Ihre treue Rücksichtnahme, wenn sie auch falsch war, noch einmal lohnen könnte! Jetzt aber bin ich dazu nicht imstande, es wäre besser gewesen, wenn Sie mit Ihren Eröffnungen nicht so lange zurückgehalten hätten."

Manfreds Herz durchjagten widerspruchsvolle, stürmische Gefühle. Warum mußte er jetzt wieder an Henius denken? — Er wankte gebrochen hinaus. — —

11.

Manfred verabschiedete sich von seinen Kollegen, sie mochten alle den Anspruchslosen, Liebenswürdigen, jederzeit Gefälligen gerne, aber helfen konnte ihm keiner; sie zitterten für ihre eigene Stellung. Einer der ältern Herren, der es wirklich gut und ehrlich meinte, sagte ihm: „Frank, ich würde Ihnen empfehlen, sich Ihrer schriftstellerischen Begabung zu erinnern. Sie haben soviel erlebt und verstehen so interessant und fesselnd zu erzählen. Schreiben Sie es nieder, und ich prophezeie Ihnen, daß Sie einen Leserkreis finden werden." —

„Ich habe nicht den Mut dazu, etwas zu veröffentlichen," erwiderte Manfred, „in der Jugend hatte ich ihn, aber später, in Stunden des Grauens, als ich die verwirrten Gedanken lebender Toten vernahm, da ging er mir verloren. Für mich, in meinem stillen Kämmer-

lein, habe ich in schlaflosen Nächten manche Herzensbekenntnisse zu Papier gebracht. Ich fühle mich aber nicht berufen, sie andern mitzuteilen."

„Sie sind zu zaghaft bescheiden, Frank, man darf nicht zu bescheiden sein, das ist ein ebenso großer Fehler wie Arroganz. Haben Sie nur Vertrauen zu sich selber, schreiben Sie ein Buch! machen Sie doch mal einen Versuch!"

Was in Manfred jetzt gärte und tobte, gestaltete sich zu neuen dichterischen Gebilden, die er niederschrieb. Es drängte ihn dazu, er mußte schreiben, es ließ ihm keine Ruhe. Er schrieb ohne Absicht, es zu verwerten, es mochten Erinnerungsblätter bleiben. Aber davon konnte er nicht leben; er suchte immer wieder nach einer Stellung, nach gelegentlichen kleinen Verdiensten, und erst als die Not an seine Tür zu pochen begann, entschloß er sich, eins seiner Manuskripte dem Redakteur einer großen Zeitung vorzulegen. Dieser las es Zeile um Zeile mit wachsendem Interesse und sagte dann:

„Das ist ja ein schönes Werk, das Sie da geschrieben haben, Sie haben den Menschen etwas zu verkünden. Das sind wahre und gesunde Gedanken."

„Sie sagen," rief Manfred wie erlöst aus, „daß meine Gedanken gesund sind? Oh, Sie wissen nicht, von welchem Alb Sie mich befreien. Sie sind als ehrlicher Kritiker und klarer Denker bekannt, Ihr Urteil ist mir maßgebend. Nun fürchte ich mich nicht mehr, an die Öffentlichkeit heranzutreten."

„Haben Sie schon einen Verleger?" fragte der Redakteur.

„Nein, Sie sind der erste, dem ich mich anvertraut habe."

„Nun, dann empfehle ich Ihnen, Ihre Arbeit an den Verleger L. in Wien zu senden, für den ist das etwas."

Das tat Manfred. Klopfenden Herzens erwartete er die Antwort; sie kam endlich und lautete ablehnend.

Ein anderer Verleger, der Manfred empfohlen war, schrieb: „Für Ihr Verlagsangebot besten Dank. Die wirtschaftlichen Aussichten sind aber so trüb, daß man sich an neue Belastungen wirklich nicht heranwagen sollte; wer hat heute für ein solches Buch Geld übrig? Diejenigen Leute, die das Geld dazu haben, kaufen keine Bücher; für Essen, Trinken, Tanz, Theater, Kino wird Geld ausgegeben, aber ein Buch kaufen? nein, man hat ja seine illustrierten Zeitungen."

So hausierte nun Manfred mit seinen Manuskripten ähnlich wie früher mit den Versicherungen.

Endlich kam ein Lichtstrahl. Er erhielt von dem Redakteur einer anerkannten Zeitschrift einen Brief: Er habe das Manuskript zufällig bei einem Verleger gesehen und flüchtig durchblättert, es interessiere ihn sehr. Ob er das Manuskript nicht einmal auf kurze Zeit zur Lektüre bekommen könne. —

Ohne sich weiteren Hoffnungen hinzugeben, schickte Manfred ihm sein Werk ein, bekam es aber nicht zurück, sondern einen Brief mit der Aufforderung zu einem Besuche. Manfred traute seinen Ohren nicht, als der Redakteur die Frage an ihn richtete, ob er ihm die Arbeit zum ersten Abdruck in seiner Zeitschrift gegen ein entsprechendes Honorar überlassen wolle, über die Buchausgabe könne Manfred ja dann immer noch verfügen.

All ihr Schriftsteller, junge und alte, ihr kennt die jauchzenden Gefühle, die Manfred in diesem Augenblick durchströmten, das Erstlingswerk des Sechzigjährigen sollte nun erscheinen. Er mußte es als sein Erstlingswerk bezeichnen, denn das bisher veröffentlichte, unter dem Einfluß des geisteskranken Henius entstandene, wagte er nicht zu zählen.

Männer und Frauen, die Jugend und das Alter lasen nun mit aufhorchendem Interesse seine Arbeiten, die immer den Stempel des Selbstgesehenen und Erlebten trugen.

Nun saß er an seinem Schreibtisch und schrieb und schrieb. Er hatte ja noch so vieles von dem mitzuteilen, was ihm im Leben begegnet, und von den Menschen, den guten und bösen, mit denen er in Berührung gekommen war. Er schrieb und schrieb. Nun brauchte er mit seinen Schriften nicht mehr zu hausieren; Redaktionen, Verleger, Schriftsteller und Gelehrte beachteten ihn.

Was hatte doch Lukowicz zu Manfred vor vierzig Jahren gesagt, als sie durch die wogenden Getreidefelder Kujawiens, dem stillen Goplosee zuschritten? „Sie sind und bleiben der träumende Dichter, Sie hätten nicht Kaufmann werden sollen."

Und doch! Es hatte erst eines Lebens schwerer, sorgenvoller kaufmännischer Tätigkeit mit seinen Wechselfällen von Erfolgen und Mißerfolgen und den dabei gesammelten Erfahrungen bedurft, um aus einem „träumenden" Poeten einen „schaffenden" Schriftsteller zu machen.

Heiße, bittere Tränen mußten erst fließen, um den harten Boden ergiebig zu machen. —

So führte der Zufall, das Schicksal, die Vorsehung, der göttliche Lenker der Geschicke (nenne man es, wie man will) den ewig Suchenden, Tastenden endlich auf den von Jugend an ersehnten Weg, hin zu seinem Ideal, das ihm in langen Kampfjahren immer von ferne entgegengestrahlt. —

12.

Manfred Frank hatte sich aus den Erträgnissen seiner Schriften ein Landhäuschen in der Nähe der Stadt erworben.

Es war ein schöner Sommertag, Manfred schrieb heute wie so oft im Freien, in der von grünem Wein dicht umrankten Laube. Beim Dufte der Rosen und dem Gezwitscher der kleinen Vögel floß ihm die Arbeit am leichtesten hin. Da trat durch das hölzerne Pförtchen in den Garten Ella, die jetzt die Frau Norbert Falksons war. Sie begrüßte zuerst die ihr Freundin gewordene Rita, welche damit beschäftigt war, die Beete mit Spaten, Harke und Hacke zu bearbeiten und das Unkraut zu jäten. Dann eilte sie zu Manfred, um ihm die ersten Korrekturbogen seiner neuesten großen Arbeit, die im Falksonschen Verlage im Erscheinen war, zu überbringen. Das war ein Werk, das, gänzlich unbeeinflußt vom krankhaften Geiste Henius', voller Schönheit und Wahrheit von den geläuterten Gedanken eines Weisegewordenen durchtränkt war. Dem wertvollen Inhalt entsprechend wollte die Verlagsanstalt das Buch auch durch das äußere Gewand würdig schmücken. Ella legte eine Anzahl Papierproben vor, auch mehrere Entwürfe für den Einband. Alles prüf-

ten sie mit Ernst und liebevollem Interesse. Eine Weile wurde die Arbeit unterbrochen, Rita bot eine Schüssel köstlicher selbstgezogener, eben frisch gepflückter Erd-, Stachel- und Johannisbeeren dar, und so saß man glücklich plaudernd an dem runden grünen Holztisch. Manfred, der immer anregend zu erzählen wußte, ließ die Gestalten von Lukowicz, Jaguscha und dem blinden Geiger wieder aufleben, zauberte das weite, rauhe Land im Osten hervor, mit dem breiten Weichselstrome, von dessen Ufern in den stillen, monderhellten Sommernächten die Fiedeln der Flissaken ihre ach! so sentimentalen, wehmütigen Weisen klagend hinausweinen. Erzählte von armen, gequälten Juden dort, Männern und Frauen mit vergrämten Gesichtern in muffigen, dunklen Stuben, frühreifen Jungen und Mädchen, die mit sinnenden Augen über trennende Zäune nach dem helleren Westen hinüber lugen. Voller Teilnahme lauschten die Zuhörer.

Das Abendrot leuchtete über das Häusermeer der Großstadt, über Fabrikschornsteine, Türme von Kirchen und Kuppeln von Synagogen, leuchtete in das friedliche Gärtchen hinein. — —

Es war Feierabend. — — —